



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Symbolische Grenzziehungen“

Eine soziologische Text-Bild-Analyse des „Falter“-
Covers 1-2/2016

verfasst von / submitted by

Marlis Zederbauer, BA BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree
of

Master of Arts (MA)

Wien, 2018 / Vienna 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie/
Master Sociology

Betreut von / Supervisor:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Mag. Eva Flicker

Inhalt

1. EINLEITUNG	1
2. FORSCHUNGSINTERESSE UND FORSCHUNGSFRAGEN	4
3. FORSCHUNGSSTAND	7
4. THEORIEN	13
4.1 BEGRIFFSBESTIMMUNGEN	13
4.2 RASSISMUSTHEORIEN	24
4.3 THEORIEN ZU GESCHLECHT	35
4.4 INTERSEKTIONALITÄT	44
5. UNTERSUCHUNG.....	51
5.1. METHODE: STRUKTURAL-HERMENEUTISCHE TEXT-BILD-ANALYSE NACH S. MÜLLER-DOOHM.....	51
5.2 UNTERSUCHUNGSMATERIAL	58
5.3 VORGEHENSWEISE	61
5.4 ERGEBNISSE	64
5.5 KULTURSOZIOLOGISCHE INTERPRETATION.....	71
6. FAZIT UND REFLEXION	80
QUELLENVERZEICHNIS.....	85
LITERATUR.....	85
ONLINE-QUELLEN	89
ANHANG.....	90
ABSTRACTS.....	90
„FALTER“-COVER 1-2/2016	91
LEITFADEN NACH STEFAN MÜLLER-DOOHM, 1997, S. 105:	92
INTERPRETATIONSPROTOKOLL.....	93

1. Einleitung

Die Silvesternacht 2015/2016 in der deutschen Stadt Köln wird wohl noch die nächsten Jahre symbolisch für den Moment stehen, an dem gesellschaftliche Konflikte in der europäischen Gesellschaft scheinbar offen zu Tage traten. In dieser Nacht kam es auf öffentlichen Plätzen zu einer großen Anzahl von Übergriffen auf Frauen. Die Täter wurden in den Medien schnell als Migranten und Flüchtlinge beschrieben. In vielen Zeitungen dominierte das Thema die Titelseiten. Sexualisierte Übergriffe durch fremde Männer an deutschen Frauen – das war das Bild, welches vermittelt wurde. Eine der Zeitungen, die auch in Österreich groß darüber berichteten, war der „Falter“, eine Wochenzeitung. Die Illustration, die das Titelblatt zierte (siehe Anhang, S. 91) – ein Haufen dunkelhaariger Männer, die sich auf weiße Frauen stürzten – sollte noch Wochen und Monate danach für Diskussionen sorgen. Mit „Köln“ traten mehrere Debatten gleichzeitig in den Vordergrund: Das Thema Sexismus im Allgemeinen – das eines angeblich spezifisch muslimischen Sexismus im Konkreten – genauso wie Fragen der öffentlichen Sicherheit, sowie Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen feministischen Positionen. In diesem Rahmen verläuft das Forschungsinteresse für die vorliegende Arbeit, welches in Kapitel 2 genauer beschrieben wird.

Die Arbeit hat zum Ziel, sich anhand des Beispiels des „Falter“-Titelbildes mit den Diskussionen rund um „Köln“ auseinanderzusetzen. Aus diesem Grund wurden für den Forschungsstand, welcher in Kapitel 3 beschrieben wird, sozialwissenschaftliche Beiträge zusammengetragen, die sich damit befassen. Diese ersten Analysen, die teilweise bereits kurz nach Eintreten des Ereignisses veröffentlicht wurden, liefern Eindrücke aus sozialwissenschaftlicher Perspektive zur Berichterstattung über „Köln“ sowie theoretische Diskussionen über feministische Theorien und Bewegungen in Auseinandersetzung mit Rassismus. Die Ergebnisse, die dabei entwickelt wurden, wurden abschließend im Rahmen der vorliegenden Arbeit in die eigene Betrachtung miteinbezogen. Es liegt auf der Hand – und es zeigt sich auch bei den ersten Beiträgen zu „Köln“ – dass es sich hierbei um eine Auseinandersetzung mit Feminismus und (Anti-)Rassismus handelt. Entsprechend ist die theoretische Konzeption der vorliegenden Arbeit angelegt. Zur besseren Verständlichkeit der theoretischen Grundlagen werden in Kapitel 4 zunächst einige Begriffe geklärt, bevor die wesentlichen Theorien, denen die vorliegende Arbeit zugrunde liegt, diskutiert werden. Zu den Grundbegriffen zählen Kultur und Kultargesellschaft, Identität, Macht und Gewalt, Hegemonie, Diskurs sowie Medien. Die Diskussion der Begriffe ist notwendig, um den Rahmen für die theoretische Einbettung der vorliegenden Arbeit in eine allgemeine

Gesellschaftsanalyse zu erläutern. Nach Klärung dieser Begrifflichkeiten folgt die Diskussion der wesentlichen Theorien zu den Themenkomplexen Rassismus, Geschlecht und Intersektionalität. Das Unterkapitel zu Rassismustheorien befasst sich mit der Frage, wie Differenzen in der Gesellschaft hergestellt werden und welche Funktionen diese Differenzierungen haben können. Die Differenzierungen werden vor allem hinsichtlich der Konstruktion des „Anderen“ und des „Fremden“ betrachtet und in eine herrschaftstheoretische Perspektive eingebettet. Als ein Beispiel für die Konstruktion des Anderen wird der Orientalismus herangezogen, wie er durch Edward Said untersucht wurde. Das nächste Unterkapitel befasst sich mit Theorien zu Geschlecht. Es wird einerseits die Konstruktion von Geschlecht diskutiert, andererseits werden Geschlechtervorstellungen der bürgerlichen Gesellschaft aufgezeigt. Zudem wird Geschlecht als gesellschaftliche Kategorie aufgefasst, die sich im Machtverhältnis, in den Produktionsverhältnissen und in der emotionalen Bindungsstruktur niederschlägt. Das abschließende Unterkapitel befasst sich mit der Theorie der Intersektionalität, dem Zusammenwirken unterschiedlicher Unterdrückungsmechanismen und geht zunächst der Frage auf den Grund, welche Kategorien als sogenannte Strukturkategorien herangezogen werden können, um eine Gesellschaft und die darin bestehenden Herrschaftsverhältnisse adäquat zu beschreiben. In weiterer Folge werden Intersektionen von Rassismus und Sexismus genauer betrachtet, da diese von besonderem Interesse für die vorliegende Arbeit sind.

In Kapitel 5 wird die Untersuchungsmethode zur Analyse des Covers des „Falter“ genauer erklärt. Dafür wird die Methode der struktural-hermeneutischen Text-Bild-Analyse nach Stefan Müller-Doohm herangezogen. Hierfür werden zunächst die theoretischen und methodischen Grundlagen der Bildanalyse genauer erläutert. Im Anschluss daran wird die Auswahl des Untersuchungsmaterials näher erläutert, indem genauer auf den Kontext seiner Entstehung und Rezeption eingegangen wird. Die Methode von Stefan Müller-Doohm schlägt ein dreiphasiges Analysemodell vor, nach welchem zunächst die Deskription des Untersuchungsmaterials, dann die Rekonstruktion der Bedeutungen und schließlich die kultursoziologische Interpretation durchgeführt wird. Nach diesen Phasen orientieren sich auch die weiteren Kapitel, da die vorliegende Arbeit unter anderem auch zum Ziel hat, verständlich und nachvollziehbar aufzeigen, wie die Untersuchung vorgenommen wurde. Aus diesem Grund wurden alle Untersuchungsschritte dokumentiert und in die Arbeit eingebettet. Unterkapitel 5.4 erläutert die Ergebnisse der Untersuchungsphasen Deskription und Rekonstruktion, welche abschließend zusammengeführt werden. In Unterkapitel 5.5 folgt schließlich die kultursoziologische

Interpretation, bei der die Ergebnisse mit Hilfe der Theorie bearbeitet wurden. Ziel war dabei, die Forschungsfragen zu beantworten und dadurch die im Untersuchungsmaterial vorhandenen Symbole zu dechiffrieren, um deren gesellschaftliche Bedeutung und Relevanz zu erhalten.

Abschließend ist festzuhalten, dass es sich bei der vorliegenden Arbeit nicht um eine Analyse der konkreten Ereignisse in Köln handelt. Die Arbeit hat nicht die Möglichkeiten, ans Tageslicht zu bringen, was in der Nacht vom 31. Dezember 2015 zum 01. Jänner 2016 tatsächlich geschehen ist. Es ist für die Arbeit auch nicht von unmittelbarer Relevanz, was genau geschehen ist; es ist die Überzeugung der Autorin, dass sexualisierte Übergriffe, wann immer und wo immer sie geschehen, einerseits aufgezeigt und thematisiert werden müssen; andererseits müssen Maßnahmen geschaffen werden, die dafür sorgen, dass solche Übergriffe sich möglichst nicht wiederholen. Doch so eindeutig das gesagt werden kann, so schwierig wird die Konkretisierung; denn die allgemeine Verurteilung sexualisierter Übergriffe kann im ersten Moment leichtfallen, wenn es darüber einen breiten gesellschaftlichen Konsens gibt. Doch schwierig wird es ab dem Zeitpunkt, wo der Verurteilung ein „aber“ folgt. Und dieses „aber“ kann sich auf viele Arten und Weisen ausdrücken – hier beginnt die Diskussion. Im „aber“ werden die Grenzen aufgezeigt: Wer wird eingeschlossen? Wer wird ausgeschlossen? Wer wird ernst- und wahrgenommen und wer nicht? Und je nach den Antworten, die auf diese Fragen gegeben werden, sehen die Antworten auf die Frage: „Was tun nach ‚Köln‘?“ auch jeweils anders aus.

Es gibt nicht eine eindeutige Antwort, weil „Köln“ kein eindeutiges Ereignis war. „Köln“ betrifft nicht nur all jene, die in der Silvesternacht vor Ort waren, es betrifft auch nicht nur Deutschland, sondern geht darüber hinaus. Das zeigt sich vor allem in der Art, wie darüber gesprochen wurde und wird. Dadurch werden Grenzen sichtbar, bei denen es vorher möglicherweise leichtgefallen ist, sie zu ignorieren. Diese Grenzen zu betrachten und ihre Relevanz und Funktion für die Gesellschaft aufzuzeigen, ist Aufgabe der Sozialwissenschaft. Es geht daher nicht um die Suche nach Wahrheit oder die Aufklärung einer Straftat. Es geht um die Bilder, die vermittelt werden, und um ihre Wirkmächtigkeit. Die vorliegende Arbeit will daher mit der Analyse eines Teils dessen, wie in der Gesellschaft über „Köln“ gesprochen wurde, dazu beitragen, diese Grenzen, ihre Bedeutung und daraus resultierende Konflikte in der Gesellschaft zu verstehen.

2. Forschungsinteresse und Forschungsfragen

Rassistische Ressentiments sind keine unbekannten oder neuen Phänomene. Gerade in den letzten Jahren erschien es jedoch, als ob diese Ressentiments sich immer mehr verbreiten würden. Als primäre Feindbilder werden dabei MuslimInnen und Flüchtlinge präsentiert. Während lange Zeit der Eindruck dominierte, dass dieser Rassismus alleine durch rechte Parteien ein Sprachrohr erhalten würde, so muss heute festgehalten werden, dass er schon längst in die Mitte der Gesellschaft gelangt ist. Was vor einigen Jahren weitgehend als rassistisch wahrgenommen wurde, ist heute schon längst salonfähig geworden. Gerade die Berichterstattung über die Silvesternacht in Köln war von klaren Grenzziehungen zwischen „uns“ und „den Anderen“ geprägt. Differenzen wurden als eindeutige Gegensätze präsentiert, einige Male auch durch die plakative Einfärbung in „Schwarz“ und „Weiß“. Die „Schwarz-Weiß-Malerei“ ist dabei keine Metapher mehr, sondern eine treffende Beschreibung weiterer Teile der medialen Berichterstattung, die vor allem mittels Empörung und Emotionalisierung stattfand.

Interessant ist das vor allem deshalb, weil sexualisierte Übergriffe, wie sie durch „Köln“ thematisiert wurden, selten eine derartige Aufmerksamkeit erhalten. „Köln“ schaffte es jedoch, die Diskussion über das Sexualstrafrecht in Deutschland neu zu entfachen und in Österreich zu bestärken. In den Jahren zuvor hatte es in Österreich eine hart umkämpfte Debatte zur Reformierung des Sexualstrafrechts gegeben, welche im Jänner 2016 in Kraft trat. Mit „Köln“ schienen diese Auseinandersetzungen für einen kurzen Zeitraum verschwunden zu sein; große Teile der Öffentlichkeit waren sich auf einmal einig, dass sexualisierte Übergriffe schlimm sind und strafrechtlich verfolgt werden sollten. Gleichzeitig erschien „Köln“ aber als Paradebeispiel für rassistische Zuschreibungen. Es erschien, als würden Antisexismus und Antirassismus gegeneinander ausgespielt. Eine Entwicklung, auf die beispielsweise die Online-Bewegung #ausnahmslos reagierte, indem sich die UnterzeichnerInnen gegen eine rassistische Pauschalisierung sexualisierter Gewalt aussprachen:

„Es ist für alle schädlich, wenn feministische Anliegen von Populist_innen instrumentalisiert werden, um gegen einzelne Bevölkerungsgruppen zu hetzen, wie das aktuell in der Debatte um die Silvesternacht getan wird [...] Sexualisierte Gewalt darf nicht nur dann thematisiert werden, wenn die Täter die vermeintlich „Anderen“ sind: die muslimischen, arabischen, Schwarzen oder nordafrikanischen Männer – kurzum, all jene, die rechte Populist_innen als „nicht deutsch“ verstehen.“ (Gümüsay, Wizorek, et al. 2016; ausnahmslos.org)

Doch der Großteil der Berichterstattung verfolgte nicht diese Linie. Überraschend war, dass solche Bilder auch in vermeintlich liberalen Zeitungen übernommen worden sind; Zeitungen,

die in der Vergangenheit als Selbstverständnis mitunter auch Antirassismus miteinbezogen hatten. Eine dieser Zeitungen ist der „Falter“. Das war auch einer der Gründe, warum das Cover als Untersuchungsmaterial ausgewählt wurde (eine genauere Diskussion der Auswahl des Materials findet sich in Kapitel 5.2 Untersuchungsmaterial, S. 58).

Anhand dieser Beobachtungen kam die Frage auf, warum selbst liberale bis linke AkteurInnen der Gesellschaft unkritisch rassistische Darstellungen reproduzierten. Dies wies darauf hin, dass eine größere Diskursverschiebung stattgefunden hatte, bei der offener, sichtbarer Rassismus noch stärker in die gesellschaftliche Normalität eingebunden wurde und wird. Da dies zeitlich mit Diskussionen über die Schließung der europäischen, wie auch der nationalen Grenzen innerhalb der EU stattfand, drängte sich die Frage auf, ob die Instrumentalisierung feministischer Positionen notwendig war, um diese Schließung der Grenzen zu legitimieren. Die Geschlechterdifferenz wird dabei eingebettet in eine nationale Erzählung und eine rassistische Grenzziehung in der Bevölkerung. Es deutet darauf hin, dass diese Erzählung alleine nicht mehr die Kraft hatte, die Legitimation zu erhalten. Erst die erfolgreiche Konstruktion der Bedrohung von außen verhalf dazu. Diese Bedrohung erhielt schließlich mit Köln seinen eigenen symbolischen Ort, wo die Erzählung der „Gefahr von außen“ auf einmal wahr geworden schien. Die Angegriffenen, die Frauen, wurden zum Opfer dieser Bedrohung und mit ihnen das Konzept der „Befreiung der Frau“, welches als Errungenschaft des Westens vereinnahmt wurde. Eine rassistische Diskursverschiebung einerseits, die rassistische Vereinnahmung fortschrittlicher Bewegungen andererseits, sind Tendenzen, die Unbehagen bereiten können. Dieses Unbehagen ist der Ausgangspunkt des Forschungsinteresses für die vorliegende Arbeit. Daher soll sie dazu beitragen, einige der aktuellen Entwicklungen zu erklären.

Für die Untersuchung stellt sich in erster Linie die Frage, inwiefern Darstellungen von Geschlecht genutzt werden, um die rassistische Grenzziehung zu vollziehen. Anhand der beispielhaften Analyse des „Falter“-Covers werden daher vergeschlechtlichte Repräsentationen von Fremdheit und Zugehörigkeit diskutiert. Die Begriffe Fremdheit und Zugehörigkeit werden dabei im Kontext einer westlichen/europäischen Gesellschaft gesehen, da das Untersuchungsmaterial aus einer österreichischen Zeitung stammt.

Die erste Forschungsfrage der vorliegenden Untersuchung lautet daher:

„Wie wird am „Falter“-Cover 1-2/2016 Männlichkeit bzw. Weiblichkeit in Zusammenhang mit „Fremdheit“ bzw. „Zugehörigkeit“ medial dargestellt?“

Zusätzlich wurde eine weitere Forschungsfrage formuliert, durch die die Ergebnisse an den aktuellen Forschungsstand anknüpfen:

„Welche Bedeutungen werden über das „Ereignis Köln“ durch das Untersuchungsmaterial vermittelt?“

Die Untersuchung soll dabei helfen, anhand eines konkreten Beispiels gesellschaftliche Bedeutungen von Fremdheit und Zugehörigkeit in Zusammenhang mit Geschlecht zu erklären. Daher werden die Ergebnisse im Zuge der theoriegeleiteten Interpretation und der anschließenden Diskussion in eine allgemeinere Gesellschaftsanalyse eingebettet. Im Zentrum dieser Diskussion steht nicht nur die Frage, inwiefern offener Rassismus als Norm angesehen wird, sondern auch, wie sich fortschrittliche Bewegungen wie der Feminismus in dieser Debatte positionieren – und in diesem Zusammenhang auch, welche Unsicherheiten innerhalb feministischer Bewegungen dadurch aufgeworfen werden.

3. Forschungsstand

Bereits kurz nach der Silvesternacht in Köln erschien eine erste Analyse von Gabriele Dietze in der *femina politica*, der deutschen Fachzeitschrift für feministische Politikwissenschaft. Dietze befasst sich in erster Linie mit der Berichterstattung über das, wie sie es nennt, „Ereignis Köln“. Zusammengefasst lautet ihres Erachtens nach die Botschaft, welche durch die Berichterstattung vermittelt wurde: „‘Die Bürgerkriegs-Flüchtlinge sind gefährlich für deutsche Frauen, Flüchtlinge müssen wieder weg. ‘“ (Dietze 2016: 93). Sie analysiert in weiterer Folge das Zusammenwirken der zwei Diskriminierungsblöcke Sexismus und Rassismus und stellt fest, dass diese nicht gemeinsam, sondern als *entweder oder* diskutiert werden (ebd.: 94). Das „Ereignis Köln“ ist für Dietze die Fortsetzung einer Auseinandersetzung mit eigenen unerledigten Emanzipationsansprüchen im Rahmen einer Besorgnis gegenüber muslimischen Einwanderern, die in der Ethnisierung von Sexismus resultiere:

„Die Kopftuchdebatte, die sexuelle Unterdrückung von Musliminnen, das ‚orientalische Patriarchat‘ und die unterstellte Aggressivität junger muslimischer Männer gegenüber Homosexualität wurden zu Symptomen ihrer Nicht-Integrierbarkeit.“ (ebd.: 95)

An der Oberfläche handelt es sich nach Dietze bei der Ethnisierung von Sexismus um eine als Sexismuskritik getarnte rassistische Konstruktion, die selbst sexistisch ist. Dies erklärt sie anhand der sexualisierten Darstellung von Frauen in den Medien abseits von, aber auch im Zuge der Berichterstattung über das „Ereignis Köln“. Darin lässt sich auch die Ethnisierung des Sexismus erkennen, da der „heimische“ Sexismus, obwohl er unübersehbar ist, nicht gesehen oder besprochen wird, „fremder“ Sexismus auf der anderen Seite immer sichtbar gemacht wird (ebd.: 96f). Dies erklärt Dietze unter anderem damit, dass die Besprechung von Sexismus die Figur des Weißen Schützers benötige, um in der Logik des patriarchalen Familienmodells zu verbleiben. Sie nennt dies den „Belästigungs-Ausweisungs-Komplex“, bei dem die „Fremden“ entfernt werden sollen, wodurch die Körper der Frauen dem ‚normalen‘ Sexismus wieder ungesehen unterworfen werden sollen. Dietze schreibt dazu: „Die dabei stattfindende Ethnisierung von Sexismus loyalisiert weiße deutsche Frauen für das Konzept einer monokulturellen Nation und macht Rassismus unsichtbar.“ (ebd.: 99)

Als letzten Punkt macht Dietze darauf aufmerksam, dass sich das Sexualitätsdispositiv geändert habe. Es beschreibt nicht mehr die sexuelle Repression der bürgerlichen Gesellschaft, sondern eine angebliche sexuell befreite westliche Gesellschaft, der muslimische MigrantInnen und junge Flüchtlinge als Negativfolie gegenüberstehen. Dieser Imperativ funktioniert in Zusammenhang mit Sicherheit, durch die sich die moderne gouvernementale Regierungsform

legitimiert. Das „Ereignis Köln“ wird in diesem Zusammenhang zu dem „Notfall“, in dem das Sexualitätsdispositiv als migrantenabwehrendes Sicherheitsdispositiv seine Wirkung entfaltet (ebd.: 99f).

In der darauffolgenden Ausgabe der *femina politica* lieferten drei weitere Autorinnen ergänzende Analysen des „Ereignisses Köln“. Die Beiträge von Anja Goetz, Tanja Scheiterbauer und Kira Kosnick werden im Folgenden kurz dargestellt.

Anja Goetz diskutiert in ihrem Beitrag die Schnittstellen zwischen Feminismus und rechtsextremem Gedankengut und geht den Verflechtungen von Sexismuskritik und Rassismus auf den Grund. Goetz beschreibt, dass schon seit längerer Zeit Forderungen, die als feministisch wahrgenommen werden, auch in rechten Kreisen angekommen und aufgenommen werden. Diese feministischen Argumente werden hierbei mit der Trias „Rasse“¹, Nation und Volksgemeinschaft verbunden (Goetz 2016: 130). Goetz analysiert dafür Positionen des Rings nationaler Frauen (RNF) und der Alternative für Deutschland (AfD). Der RNF bezieht sich auf eine schützenswerte „deutsche Kultur“ und verknüpft sexuelle Gewalt explizit mit den Themen Migration und Asyl. In Bezug auf die Kölner Silvesternacht werden vor allem Bilder unkontrollierter, triebhafter fremder Männer gezeichnet. Sexualisierte Gewalt wird dabei ausschließlich in Bezug auf deutsche Frauen als Betroffene thematisiert (ebd.: 132f). Bei der AfD spielt Kritik an sexueller Gewalt eine geringere Rolle. In Bezug auf „Köln“ werden Bilder chaotischer Verhältnisse gezeichnet, die als Polizei- und Rechtsstaatskritik formuliert werden. Die *andere* Kultur wird als frauenfeindlich und unveränderlich charakterisiert, wodurch die *eigene* deutsche Kultur aufgewertet wird. Antifeminismus zeigt sich bei der AfD beispielsweise in einer Umkehrung des Begriffes „Willkommenskultur“ in „Willkommenskultur für Neu- und Ungeborene“, womit eine restriktive Regelung von Schwangerschaftsabbrüchen gefordert wird (ebd.:134). Allgemein sieht Goetz das Problem darin, dass feministische Vorstellungen inzwischen in die Mitte der Gesellschaft gelangt, jedoch primär von differenz- und gleichheitsfeministischen Ansätzen geprägt sind. Diese können wiederum aufgrund ihrer Tendenz zu Ausschlussmechanismen von rechten und rassistischen Positionen vereinnahmt werden. Goetz führt jedoch aus, dass diese Vereinnahmungen keine Herrschaftskritik beinhalten, weshalb nicht von einem „rechtsextremen Feminismus“ gesprochen werden kann. Da es dennoch eine mögliche Nähe zwischen rechten und feministischen Position gibt, schlägt

¹ „Rasse“ wird hier und in weiterer Folge in Anführungszeichen gesetzt, um zu verdeutlichen, dass es sich hierbei um ein Konstrukt handelt. Die Verwendung des Begriffes dient in erster Linie der Erklärung gesellschaftlicher Ausgrenzungsprozesse und will sich daher eindeutig von einer rechtsextremen und nationalsozialistischen Verwendung des Begriffes abgrenzen.

Goetz den Begriff „Femonationalismus“ vor, um Äußerungen von RNF und AfD zu beschreiben. Hinzuziehen möchte Goetz in Anschluss an Taguieff den Begriff der „Retorsion“, mit dem beschrieben wird, wie antirassistische Themen, Begriffe und Argumentationen vereinnahmt werden, um sie umzukehren (ebd.: 135).

Tanja Scheiterbauer befasst sich in ihrem Beitrag mit arabischen Begriffen der Gruppenvergewaltigung („taharrush gama'i“) und sexuellen Übergriffen („taharrush ginsi“), die im Zuge des Anstiegs von Übergriffen am Tahrir-Platz während des arabischen Frühlings in der europäischen und deutschen Rezeption vermehrt als Beleg für einen besonderen arabischen und muslimischen Sexismus herangezogen wurden. Es wurde erklärt, dass dieser aus sexueller Frustration und hoher Arbeitslosigkeit unter jungen muslimischen Männern resultiere. Die Verwendung der Begriffe in Zusammenhang mit Köln habe nach Scheiterbauer dazu geführt, dass sich diese Ausdrücke als Beleg einer generellen kulturellen Praxis verfestigten. Nicht berücksichtigt wurde die Diskussion der Begriffe in Ägypten, wo sich erst durch die Arbeit feministischer Gruppen die Eindeutigkeit der Begriffe als „sexuelle Belästigung“ im Rahmen einer Aufklärungs- und Sensibilisierungsarbeit etablierten (Scheiterbauer 2016: 139f). Die Verwendung der Begriffe im deutschsprachigen und europäischen Raum führe nach Scheiterbauer zu drei Konstruktionen: Erstens, dass es sich um eine in der ägyptischen Gesellschaft lange und weit verbreitete Praktik handele. Zweitens werden aktuelle Kämpfe gegen Sexismus unsichtbar gemacht. Schließlich wird der Begriff als Abgrenzung verwendet, bei der sexuelle Belästigung als etwas der europäischen Kultur Fremdes konstruiert wird (ebd.: 141).

Kira Kosnick befasst sich in ihrem Beitrag mit feministischen IslamkritikerInnen, die im Zuge der Diskussionen rund um „Köln“ einige Aufmerksamkeit erhalten hatten. Dafür analysiert sie Beiträge über „Köln“ und fragt, inwiefern diese das Thema „transnationale Solidarität“ behandeln. Kosnick wendet dabei die Kritik Chandra Talpade Mohantys am westlichen (feministischen) Blick an (Kosnick 2016: 147f). Mohanty benannte in ihrer Analyse drei Prinzipien, durch die westlich-feministische Diskurse über Frauen in der ‚Dritten Welt‘ geprägt sind. Diese treten nach Kosnick ebenso in den Diskussionen rund um „Köln“ auf: Einerseits sei hier die Darstellung von Frauen als kollektive Opfer männlicher Gewalt genannt, wobei im Falle von Köln nicht zwischen Kritik am Islam und an ‚traditionellen‘ Familienverhältnissen differenziert werde. Kosnick schreibt dazu:

„In ihrer Summe produzieren diese Darstellungen ein unterkomplexes Bild von Frauen als Opfer von männlicher Gewalt, die sich wiederum traditionellen kulturellen Strukturen und religiösen Ideologien verdankt.“ (ebd.: 149)

Als zweites Prinzip werden die methodischen Ansätze genannt, bei denen Indikatoren ausgewählt werden, die zu einer Verzerrung der Ergebnisse führen können. Als Beispiel wird etwa das Kopftuch als Indikator für Unterdrückung genannt. Drittens kritisiert Kosnick, dass Macht binär gedacht wird, in dem Sinne, dass sie von einer Gruppe auf eine andere Gruppe ausgeübt werden kann – im Konkreten: Männer auf Frauen. Diese Gruppen werden als Gesamtheit dargestellt. Es wird von *den muslimischen Männern* ausgegangen, die ein problematisches Frauenbild hätten und Gewalt ausüben (ebd.: 150f). Transnationale feministische Solidarität bedeute „die Machtverhältnisse in den Blick nehmen, die Frauen aber auch Männer grenzübergreifend zueinander ungleich in Beziehung setzen.“ Das bedeute nicht nur, den Westen nicht weiterhin als Maßstab heranzuziehen, sondern auch, dass bestimmte Situationen nicht als Fallstudien, sondern immer im Kontext globaler Geschichte und Machtverhältnisse betrachtet werden müssen (ebd.: 152).

2017 erschien schließlich der erste ausführliche Essay über das „Ereignis Köln“ von Sabine Hark und Paula-Irene Villa unter dem Titel „Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart.“ Die beiden Autorinnen befassen sich ausführlich mit „Köln“, da dieses Ereignis mit unterschiedlichsten Bedeutungen aufgeladen worden sei. „Köln“ stehe demnach einerseits für die Nicht-Integrierbarkeit bestimmter Migrant*innen und für unüberwindliche kulturelle Differenzen, aber auch für die Notwendigkeit flächendeckender Videoüberwachung, für das Erstarken rechtspopulistischer Parteien und nicht zuletzt für die verstärkte Wahrnehmbarkeit feministischer Anliegen (Hark/Villa 2017: 9). Der Text sei keine Studie oder Recherchearbeit; keine Suche nach der Wahrheit über „Köln“, sondern ein Nachdenken darüber, wofür „Köln“ im politischen Raum steht. Daher setzen sich die Autorinnen mit der öffentlichen Rede über „Köln“ und den Verschiebungen im gesellschaftlichen Gefüge, die sich darin abzeichnen, auseinander. Die Autorinnen identifizieren eine „Fundamentalisierung“ in der öffentlichen Rede, womit sie „allgemein Redeweisen der autoritären Stillstellung, der Bedeutungsschließung und Pauschalisierung“ meinen (ebd.: 11). Hark und Villa identifizieren „Köln“ im Anschluss an Hall als ein Repräsentationsregime, eine vorläufige Struktur, mit der alltäglich relevante Differenzen neu angeordnet werden; nämlich die Differenz zwischen „dem Westen“ und den Anderen. Repräsentationsregime gestalten die Sichtbarkeit von Differenz, beispielsweise durch Texte und Bilder. Die Autorinnen heben hervor, dass ‚Köln‘ die

Fluchtlinien von Debatten verschob. Beispielsweise wurde „Sexualpolitik hier (einmal mehr) für eine rassistische Wahrheitsproduktion aktiviert und Feminismus für die Legitimation europäischer Grenzregime vereinnahmt“ (ebd.: 19f). Hark und Villa bemerken, dass in der Berichterstattung über „Köln“ mit Panik und Weltuntergangsszenarien um sich geworfen wurde; es sei eine Nacht, die alles verändert, die zeige, was noch kommen könne; und die Ursache liege im Islam. Auch die Herkunft der Täter dominierte als Thema die Berichterstattung. Weitere Themen, die aufgegriffen wurden und auch die Debatten der folgenden Monate prägten, waren:

„Kriminalität, innere beziehungsweise nationale Sicherheit, Terrorgefahr und -abwehr, Disziplin, soziale Ordnung, öffentliche Moral, rassistische beziehungsweise islamfeindliche Verallgemeinerungen, die Verflechtung von Religion, Gewalt und Geschlecht sowie die Behauptung feministischer Anliegen.“ (ebd.: 35f)

Hark und Villa sehen „Köln“ damit einerseits als Knotenpunkt, an dem die verknüpften Elemente sich verändern und sich Kräfteverhältnisse verschieben konnten. So konnten durch Köln die Fluchtlinien des Umgangs mit Migration/Asyl einerseits, mit sexualisierter Gewalt/Geschlecht andererseits, neu ausgerichtet werden. Gleichzeitig wurde durch ein rassistisch grundiertes „Alltagsbewusstsein“ eine moralisch aufgeladene Wir/Sie-Unterscheidung wiederbelebt. Weiters identifizieren sie die Wiederbelebung des „Tons der Veränderung [sic]“, mit dem Gruppen zum „Anderen“ gemacht werden; ein Ton der Rechtfertigung von Privilegien, „das Mehr oder Weniger an sozialer Wertigkeit“ (ebd.: 36f). Verbunden wurde dies bei „Köln“ mit einer ambivalenten Sexismuskritik, die „rassistisch ethnisiert“ wurde und auf (männliche) Menschen mit Fluchterfahrung gerichtet war. Angeblich übermäßig vorhandener Sexismus bei Migranten wurde zum Indiz für mangelnde Integrationsfähigkeit erklärt (ebd.: 41). In der Politik in Deutschland kam es zu Verschärfungen im Asylrecht, Debatten über die öffentliche Sicherheit und nicht zuletzt auch im Sexualstrafrecht. Sexualpolitik wurde mit „Köln“ zum Terrain für eine rassistische Wahrheitsproduktion. Rassismus wurde scheinbar notwendig, um als westlich deklarierte Werte, wie Geschlechtergleichheit und der Schutz von Frauen, zu verteidigen (ebd.: 44ff).

Einen besonderen Fokus legen die Autorinnen auch auf die Bilder, die im Zuge von „Köln“ erschienen waren. Neben dokumentarischen oder dokumentarisch wirkenden Fotos wurden im Zuge der Berichterstattung über ‚Köln‘ auch eigens angefertigte Illustrationen eingesetzt. Diese Bilder definieren das Geschehene mit, was nach Villa und Hark wie folgt zusammengefasst werden kann: „Schwarze Männer betatschen weiße Frauenkörper, dringen gar in diese ein.“ Die Autorinnen bestreiten nicht, dass dies ein Teil des Geschehens war. Dennoch betonen sie die

Wichtigkeit kritischer Reflexion und die Gefahr der Reproduktion rassistischer Bilder bei jedem Zeigen dieser. Bei den ausgewählten Bildern (Cover-Bilder zum Thema ‚Köln‘ im Spiegel und in der Süddeutsche Zeitung) wird ein Thema fokussiert, andere Themen mitbehandelt und wieder andere Themen wirken durch ihre Unsichtbarkeit mit. Durch die Bilder und Texte entsteht eine „Be-Deutung“, die das Geschehene mitkonstituiert (ebd.: 60ff). Evident erscheint in den Bildern die Bedrohung weißer Weiblichkeit durch Schwarze Männlichkeit. Nach Hark und Villa dürfe diese Konstellation der Gewalt nicht geleugnet werden, doch das Problem des Sexismus, der sexualisierten Gewalt müsse als universales Problem thematisiert werden; als eines, das überall auf der Welt zu jeder Zeit in allen Kontexten und allen Konstellationen stattfinden kann. Die Debatten, die in weiterer Folge geführt wurden, zeigten jedoch die toxische Seite der Thematisierung:

„Dass nämlich der Preis für die wirkmächtige Thematisierung von Sexismus seine Einhegung in die Differenz-Struktur des Eigenen/Fremden ist. Und die dabei vollzogene Verbannung der sexualisierten Gewalt auf die Seite der Fremden, der Anderen, der Nicht-zu-uns-Gehörenden.“ (ebd.: 65)

Diese „toxische“ Seite betrifft laut den Autorinnen auch den Feminismus. Sie betrachten einen Feminismus, wie ihn beispielsweise Alice Schwarzer vertritt, als toxisch, weil dieser essentialisierend sei; die Welt werde ausschließlich durch die „Geschlechterbrille“ gesehen, was zu Unschärfe führe (ebd.: 78). Feminismus müsse stattdessen entkolonialisiert werden, um nichtrassistisch und antisexistisch bzw. nichtsexistisch und antirassistisch zu werden:

„Das heißt ein Denken, dass [sic] diese Männer nicht in ihrer Identität einfriert, in dem aber auch nicht geleugnet wird, dass diese Überfälle stattgefunden haben. In dem also die Frage, ob und was die Kölner Taten mit der Einübung in dominante Männlichkeit zu tun haben, ebenso legitim ist, wie die nach deren möglicher Einbettung in revanchistische Entwicklungen innerhalb des Islam - und wie dies womöglich miteinander verknüpft ist.“ (ebd.:93)

Die Autorinnen plädieren daher in der feministischen wie auch der wissenschaftlichen und öffentlichen Debatte dafür, offen und selbstreflexiv zu sein und gegebenenfalls die eigenen Positionen zu überdenken (ebd.: 99).

4. Theorien

4.1 Begriffsbestimmungen

4.1.1 Kultur und Kultargesellschaft

Der Begriff „Kultur“ wird in vielen Zusammenhängen, vor allem auch im Alltag, verwendet und hat daher ein breites Bedeutungsfeld entwickelt. Nach Birgit Rommelspacher handelt es sich bei Kultur um ein „Ensemble gesellschaftlicher Praxen und gemeinsam geteilter Bedeutungen, in denen die aktuelle Verfaßtheit der Gesellschaft, insbesondere ihre ökonomischen und politischen Strukturen, und ihre Geschichte zum Ausdruck kommen.“ (Rommelspacher 1995: 22). Rommelspacher fokussiert sich in ihrer Definition also auf die gemeinsam geteilten Bedeutungen. Auch laut Friedrich Krotz spielen Bedeutungen für die Definition von Kultur eine wesentliche Rolle. Für ihn ist Kultur „[...] das geordnete System von Bedeutungen und Symbolen, die zur gesellschaftlichen Interaktion verwendet werden können, und über die Handeln und Geschehen mit Sinn und Bedeutung versehen werden.“ (Krotz 2000: 164) Zu ergänzen wäre demnach die Funktion der Kultur zur Ordnung der Interaktionen.

Die heutige Gesellschaft könne man laut Müller-Doohm als „Kultargesellschaft“ bezeichnen, da sie fünf Merkmale beinhaltet: Einerseits seien die Probleme der materiellen Reproduktion derart gelöst, dass die industrielle Arbeit an Bedeutung verliert, während gleichzeitig die Bedeutung multikultureller Gestaltungsmöglichkeiten ansteigt. Da sich die Spielräume für diese Gestaltungsmöglichkeiten immer mehr erweitern, gingen diese mit einer grundsätzlichen Individualisierung einher. Es entstehen unterschiedliche Vorstellungen der Lebensgestaltung, die in ihrer Umsetzung zudem einer bestimmten Ästhetisierung unterworfen sind. Das heißt: Die Menschen haben viel mehr Möglichkeiten sich in ihrem Leben individuell zu entfalten und einen ihnen eigenen Lebensstil zu entwickeln. Diese Lebensstile sind jedoch in weiterer Folge einer Zuordnung zur Orientierung in der Gesellschaft unterworfen – sie werden bestimmten Gruppen oder Milieus zugeordnet. Welcher Gruppe man zugeordnet ist, ergibt sich aus der Vermittlung bestimmter kultureller Codes. Diese sind daher wesentlich für die soziale Integration im Alltag. Ein weiteres Merkmal sei, dass „Sinn zur knappen Ressource“ werde, da dieser zwar im Mittelpunkt der individualisierten Lebensgestaltung stünde, aber nicht mehr länger durch Rückgriff auf unhinterfragte gesellschaftliche Ordnung (wie etwa Glaubensmächte, Traditionen) entstehen kann, sondern durch allerhand Differenzierungen geprägt ist. Als viertes Merkmal beschreibt Müller-Doohm, dass die Bedeutung der Produktion symbolischer Güter im Vergleich zu industriellen Gütern ansteigt. Das zeigt sich heutzutage

vor allem an der gestiegenen Relevanz von Kommunikation, im Besonderen der bildlichen Kommunikation. Und schließlich verweist Müller-Doohm auf die Vormachtstellung der Kommunikationsmedien, welches das fünfte Merkmal der heutigen Kulturgesellschaft darstellt (Müller-Doohm 1997: 82). Bei der Analyse von Kultur müsse laut Krotz bedacht werden, dass es sich dabei um eine bestimmte Sicht auf Gesellschaft handelt „ebenso, wie die Analyse von Gesellschaft eine spezifische Sichtweise von Kultur erfordert.“ (Krotz 2000: 164) Die Kulturanalyse sei daher eine Bedeutungsanalyse, bei der die symbolische Welt erfasst wird. Dies sei wichtig, da die Bedeutungen, die in Symbolen eingeschrieben sind, kulturell festgelegt sind. Dadurch werden gleichzeitig auch Denk- und Handlungsweisen der Menschen festgelegt und bei Auftauchen des Symbols aktiviert. Die Kulturanalyse als Analyse der symbolischen Welt kann daher Aufschluss über das Denken und Handeln der Menschen, so wie es sich kulturell zeigt, geben (ebd.: 165).

4.1.2 Identität

Ein Begriff, der häufig in Zusammenhang mit Kultur fällt, ist der der Identität. Dieser ist in den letzten Jahren immer häufiger verwendet worden:

„In Reaktion auf die umfassenden Verunsicherungen von Identität durch ‚Postmoderne‘, Feminismus, Migration und Globalisierung sind individuelle wie kollektive Identitäten augenscheinlich wieder dringlich gefragt, nicht zuletzt in den ‚alten Formen z. B. ‚starker‘ Männlichkeit oder nationalen Gedächtnisses.“ (Breger 2013: 56).

Doch nicht nur das, auch die kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff gerade in der feministischen Forschung hat dazu geführt, dass er derzeit Konjunktur hat. In dieser Auseinandersetzung wird Identität nicht als starres Gebilde, sondern als Prozess zur Herstellung von Zugehörigkeit und daher auch als vielfältig und oft brüchig betrachtet. Interessanterweise zeigt Breger auf, dass die Geburtsstunde der Identitätskritik, in der diese erstmals als Konstruktionsleistung beschrieben wurde, zusammenfällt mit dem Beginn des Denkens in ‚Geschlechtscharakteren‘, ‚Rassen‘, und ‚Natur des Menschen‘: Beides geschah rund um die Wende vom 18. ins 19. Jahrhundert (ebd.). Trotz der langen Tradition der Identitätskritik scheint das Bedürfnis nach Identität auch heute noch groß zu sein. Baustein für Identitäten ist auch heute noch oft die „Kultur“. Gemeint sind damit allerdings meistens die nationale Zugehörigkeit, Sprache, Religion, etc. Laut Traugott Schöfthaler wird Kultur damit viel zu simplizistisch gedacht:

„Kollektive Identitäten werden, meist anhand eines einzigen Merkmals, definiert und dem Einzelnen aufgezwungen. Es ist das Gegenkonzept zu den Menschenrechten und ihren Grundwerten wie Gleichheit und Nichtdiskriminierung.“ (Schöfthaler 2006: 260)

Ilka Eickhof erweitert diesen Gedanken und führt aus, dass kulturelle Identität sowohl auf Vorstellungen als auch auf der gelebten Realität beruht. Daher sei sie nur bedingt frei wählbar. Wie auch Schöfthaler, meint Eickhof, dass Identität nicht nur selbst bestimmt, sondern auch aufgezwungen werden kann. Sie kann daher nicht unabhängig von der Gesellschaft betrachtet werden: „Identität ist nach diesem Verständnis ein durch soziale und politische Praktiken hervorgebrachtes, in Relation zur Gesellschaft definiertes Selbst.“ (Eickhof 2010: 51) Schöfthaler schlägt vor, dass man sich von den starren, fremdbestimmten Konzeptionen von Identität befreien müsse. Stattdessen müsse jeder Mensch anerkannt werden, „[...] als Träger kultureller Vielfalt, mit seinen mehrfachen, dynamischen und überlappenden kulturellen Identitäten und Zugehörigkeiten [...]“ (Schöfthaler 2006: 263).

Einen anderen Versuch, den Begriff der Identität neu zu besetzen, unternehmen Brubacker und Cooper. Ihr Ziel ist es, den Begriff der Identität weder zu bedeutungsvoll, zu wenig bedeutungsvoll noch schlicht mehrdeutig zu erfassen. Dafür wollen sie sich nicht mit „Identitätspolitik“ befassen, sondern „Identität“ als analytische Kategorie untersuchen (Brubacker/Cooper 2000: 1f). Sie zeigen auf, dass „Identität“ in den unterschiedlichsten Varianten verwendet werden kann, etwa als Basis sozialer oder politischer Aktivität, als Selbstdefinition, aber auch als kollektives Phänomen (ebd.: 6ff). Zwar werden diese unterschiedlichen Begriffe teilweise gemeinsam genutzt, doch führen sie dennoch in andere Richtungen. Dadurch wird „Identität“ zu einer mehrdeutigen, widersprüchlichen theoretischen Kategorie (ebd.:8). Sie weisen zudem auf die Problematik hin, dass „Identität“ als Begriff stark oder schwach konzeptioniert sein kann. Starke Konzeptionen des Begriffes implizieren beispielsweise, dass Identität etwas ist, dass alle Individuen oder Gruppen haben oder haben wollen, ob sie sich dessen bewusst sind oder nicht. Schwache Konzeptionen auf der anderen Seite versuchen, diese essentialisierenden, starken Bedeutungen zu vermeiden, indem sie beispielsweise auf Konstruktivismus setzen und Identität als etwas Multiples, Fluides, Fragiles, etc. beschreiben. Das erschwert Analyse, da sich mit dieser Konzeption von „Identität“ kaum arbeiten lässt (ebd.:10f). Es ist das grundsätzliche Problem des Begriffs der „Identität“, dass er sowohl dem starken Anspruch eines Gruppen-Selbstverständnisses, als auch dem eher schwachen, lockeren Anspruch eines individuellen Selbstverständnisses gerecht zu werden versucht. Für die Analyse sei es notwendig, nicht auf einem mehrdeutigen Begriff wie

„Identität“ zu beharren, sondern differenzierte Begriffe zur Bezeichnung unterschiedlicher Dinge zu nutzen (ebd.:19f).

Brubacker und Cooper schlagen daher Alternativen vor, wie etwa „Identifikation“ und „Kategorisierung“. Indem die aktive, prozessuale Form des Begriffs gewählt wird, soll die verdinglichenden Konnotationen vermieden werden. Es wird auf die Aktion des Identifizierens verwiesen (ebd.:14). Obwohl der Begriff der Identifikation auf den Prozess des Identifizierens fokussiert, ist es nicht unbedingt notwendig, einen bestimmten „Identifizierer“ zu benennen. Identifikationen können ihrer Ansicht nach auch mehr oder weniger anonym durch Diskurse oder öffentliche Narrative stattfinden. Als weitere alternative Begriffe nennen sie „Selbstverständnis“: das Verständnis darüber, wer man ist, wo man sich sozial verortet und wie man vorbereitet ist, zu handeln (ebd.:16f). Schließlich schlagen sie als Alternativen die Begriffe „Commonality, connectedness, groupness“ vor, um kollektive Identitäten zu diskutieren (ebd.: 19).

4.1.3 Macht und Gewalt

Zwei Begriffe, die für die vorliegende Arbeit zentral sein werden, sind die der Macht und der Gewalt. Macht ist vor allem deshalb ein relevanter Begriff, weil sie in allen sozialen Kontexten permanent vorhanden ist und die Gesellschaft strukturiert. In Abgrenzung dazu stellt Gewalt gewissermaßen eine Besonderheit im sozialen Zusammenhang dar. Im Folgenden werden daher beide Begriffe definiert. Als Macht definiert Michel Foucault wie folgt:

„[...] die Vielfältigkeit von Kräfteverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kräfteverhältnisse verwandelt, verstärkt, kehrt; die Stützen, die diese Kräfteverhältnisse aneinander finden, indem sie sich zu Systemen verketteten oder die Verschiebungen und Widersprüche, die sie gegeneinander isolieren; und schließlich die Strategien, in denen sie zur Wirkung gelangen und deren große Linien und institutionelle Kristallisierungen sich in den Staatsapparaten in der Gesetzgebung und in den gesellschaftlichen Hegemonien verkörpern.“ (Foucault 1983: 93)

Foucault geht davon aus, dass Machtbeziehungen nicht singulär oder als eine Art Außenwirkung betrachtet werden können, sondern allen anderen Verhältnissen, wie etwa ökonomischen oder sexuellen Beziehungen, immanent sind. Ein wichtiger Begriff sind hier die „Kraftverhältnisse“, die in diesen Beziehungen vorherrschen und die Art der Machtbeziehung bestimmen. Foucault geht davon aus, dass die Kraftverhältnisse, die in den einzelnen Beziehungen liegen, die Basis für weitreichendere Makrostrukturen der Macht sind, da sie den gesamten Gesellschaftskörper durchziehen und spalten können. Herrschaftssysteme sind

demnach gekoppelt an einzelne Machtbeziehungen und die Hegemonie-Effekte, die davon ausgehen (Foucault 1983: 94f). Ähnliches spricht beispielsweise auch Birgit Rommelspacher an, die von „Violdimensionalität“ von Macht spricht. Sie kritisiert damit vor allem die sogenannte Repressionshypothese, die die Gesellschaft vereinfacht in „Herrschende“ und „Unterdrückende“ einteilt. Nach Rommelspacher sind Machtbeziehungen vielschichtiger und können nicht auf eine Form der Herrschaft reduziert werden (Rommelspacher 1995: 29).

Foucault erklärt, dass es im Laufe der Geschichte immer wieder unterschiedliche Techniken der Machterhaltung gab. Diese Techniken sind abhängig von der jeweiligen Gesellschaftsformation. So veränderten sich durch die Entstehung der kapitalistischen oder bürgerlichen Gesellschaft auch die Techniken der Macht. Konnten die MachthaberInnen vormals ihre Macht präsentieren und herstellen, indem sie bestimmen konnten, wer zu leben und wer zu sterben hat, entwickelten sich im 18. Jahrhundert neue Machttechniken, die nicht vorgeblich auf die Tötung, sondern auf die Erhaltung des menschlichen Körpers abzielten. Als eine dieser Techniken bezeichnet er die Disziplinarmacht:

„Mit Hilfe dieser Techniken vereinnahmte man die Körper, versuchte man ihre Nutzkraft durch Übung, Dressur usw. zu verbessern. Es handelte sich zugleich um Techniken der Rationalisierung und der strikten Ökonomie einer Macht, die auf am wenigsten kostspielige Weise mittels eines gesamten Systems der Überwachung, der Hierarchie, Kontrolle, Aufzeichnung und Berichte ausgeübt werden sollte: Diese gesamte Technologie wird man als Disziplinartechnologie der Arbeit bezeichnen.“ (Foucault 2001: 285)

Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts identifiziert er eine weitere Machttechnologie, die keine Disziplinarmacht ist, diese allerdings integriert. Diese neue Machttechnologie bezeichnet er als Biopolitik (ebd.: 286). Es handelt sich dabei um eine Machttechnologie, die sich dem neu auftauchenden Konzept der „Bevölkerung“ widmet und diese reguliert. Mit Immanuel Wallerstein ist hier zu ergänzen, dass gesellschaftliche Gruppen im Zuge der Entwicklung kapitalistischer Gesellschaften neu beurteilt wurden und „die Bevölkerung“ mit eben dieser Benennung einen eigenen Stellenwert in der Gesellschaft bekam. Es gab nicht nur „Herrscher“ und „Untertanen“, sondern spätestens mit der französischen Revolution wurden Mitglieder beider Gruppen zu „Bürger[inne]n“, und im kapitalistischen System wurden immer mehr Menschen Beteiligte am Produktionsprozess (Wallerstein 1995: 189). So wurde es einerseits notwendig, neue Abgrenzungen gesellschaftlicher Gruppen als die durch die Mitgliedschaft eines sozialen Standes zu finden, andererseits wandelten sich nach Foucault auch die Machttechniken mit Blick auf eine „Gesamtbevölkerung“:

„Eine der großen Neuerungen in den Machttechniken des 18. Jahrhunderts bestand im Auftreten der ‚Bevölkerung‘ als ökonomisches und politisches Problem: die Bevölkerung als Reichtum, die Bevölkerung als Arbeitskraft oder Arbeitsfähigkeit, die Bevölkerung im Gleichgewicht zwischen ihrem eigenen Wachstum und dem ihrer Ressourcen. Die Regierungen entdecken, daß sie es nicht nur mit Untertanen, auch nicht bloß mit einem ‚Volk‘, sondern mit einer ‚Bevölkerung‘ mit spezifischen Problemen und eigenen Variablen zu tun haben, wie Geburtenrate, Sterblichkeit, Lebensdauer, Fruchtbarkeit, [...]“ (Foucault 1983: 37)

Die Bevölkerung soll reguliert werden, damit sie sich optimal entwickeln kann. Dafür muss sie untersucht und gemessen werden. Die Ergebnisse solcher Untersuchungen und Messungen werden herangezogen, um entsprechende politische Maßnahmen zu setzen, sodass das Leben in einer gewünschten Form geführt werden kann (Foucault 2001: 290f). Diese Gesellschaft, in der diese Form der Politik möglich wird, nennt Foucault in weiterer Folge ‚Normalisierungsgesellschaft‘. Es wird eine „Norm“ aufgestellt und das Leben der einzelnen Menschen soll dieser Norm entsprechen (ebd.: 298f). Auch Rommelspacher konstatiert, dass durch die Modernisierungsprozesse repressive Formen der Macht zurückgedrängt und stattdessen in den Strukturen der Gesellschaft sowie in den Normen der Individuen verallgemeinert wurden, wodurch die Eindeutigkeit der Hierarchien abnahm und Machtverhältnisse zunehmend unübersichtlicher wurden. Repressive Elemente von Herrschaft bleiben dennoch wichtige Bestandteile der Gesellschaft (Rommelspacher 1995: 36).

Der Begriff der Gewalt kann im Vergleich zu Macht nur schwer allgemein definiert werden, da Gewalt sehr stark vom Kontext des jeweiligen Geschehens abhängt. Gewalt gegen Frauen im Konkreten bezeichnet die unterschiedlichsten Formen von Gewalt und Übergriffen, seien sie körperlicher, psychischer oder sexualisierter Natur, die gegen Frauen gerichtet sind und in verschiedensten Lebenszusammenhängen, sei es im eigenen Zuhause, am Arbeitsplatz oder in der Öffentlichkeit auftreten. Die geschlechtliche Differenzierung bei Fällen von Gewalt ist nach Müller und Schröttle deshalb notwendig, da sie auf das strukturelle Machtverhältnis, welches zwischen den Geschlechtern besteht, hinweist (Müller/Schröttle 2012: 668). Studien zeigen, dass Frauen häufiger von Gewalt durch Männer im sozialen Nahraum betroffen sind, während Männer einem hohen Risiko von Übergriffen im öffentlichen oder institutionellen Kontext ausgesetzt sind. In den meisten Fällen handelt es sich um männliche Täter. Man kann also vom Problem der Männergewalt sprechen (ebd.: 678).

4.1.4 Hegemonie

Der Begriff der Hegemonie wurde wesentlich durch den italienischen Theoretiker Antonio Gramsci geprägt. Er analysierte in seinen „Gefängnisheften“, die er während seiner Haft im

italienischen Faschismus verfasste, wie Herrschaft stabilisiert werden kann. Ein wesentliches Element der Stabilisierung ist die Hegemonie. Diese bedeute,

„dass die herrschende Gruppe sich auf konkrete Weise mit den allgemeinen Interessen der untergeordneten Gruppen abstimmen wird und das Staatsleben als ein andauerndes Formieren und Überwinden von instabilen Gleichgewichten zu fassen ist ..., von Gleichgewichten, in denen die Interessen der herrschenden Gruppen überwiegen, aber nur bis zu einem gewissen Punkt, d.h. nicht bis zu einem engen ökonomisch-korporativen Interesse“ (Gramsci 1991: 1584; zitiert nach Maiolino 2014: 161).

Mit Regina Becker-Schmidt gesprochen handelt es sich dabei um den Führungsanspruch von Eliten. Hegemonie entfaltet sich nicht nur in einer Vorherrschaft bestimmter Sprach- und Denkweisen, sondern auch in der Durchsetzung gewisser Wirtschafts- und Produktionsformen, sondern auch in einer Vorherrschaft bestimmter Sprach- und Denkweisen. Als hegemoniale Gruppe in der Gesellschaft identifiziert Becker-Schmidt die bürgerliche Klasse:

„Unter dem Schein von Egalität verabsolutierte die bürgerliche Klasse ihren Anspruch auf Autonomie unter Verletzung der Selbstbestimmungsrechte anderer Bevölkerungsschichten, die als die ‚subalternen‘ gelten. So wird bürgerliche Hegemonie zur Einfluß- und Kontrollgewalt einer sozialen Gruppierung über andere.“ (Becker-Schmidt 1997: 301).

Hegemonie ist kein dauerhafter Zustand. Es sind Perioden des „Ausgleichs“, die immer wieder konstruiert werden müssen. Krisen sind ein Anzeichen für ihre Auflösung (Hall 1989: 71). Hegemonie bedeutet auch, mehrere gesellschaftlich relevante Positionen zu erkämpfen. Sie ist kein Ausdruck von Zwang, sondern entstand in einem Prozess, bei der die Zustimmung im Volk gewonnen wurde, sie ist also verbunden mit hoher sozialer und moralischer Autorität in der ganzen Gesellschaft. Die in Perioden der Hegemonie Führenden sind nicht die ‚herrschende Klasse‘, sondern der ‚historische Block (an der Macht)‘. Es ist nicht eine Klasse, sondern vielleicht nur eine Fraktion der Klasse (ihr Klassenbezug ist aber wichtig für die Analyse), zB das nationale, nicht aber das internationale, das industrielle, nicht aber das Finanzkapital. Mit dem Block verbunden sind verschiedene Schichten von beherrschten und untergeordneten Klassen, die mit Kompromissen gewonnen wurden. Sie festigen den Block. Stuart Hall schließt daraus: „Jede hegemoniale Formation hat daher ihre eigene spezifische Zusammensetzung und Gestalt.“ (ebd.: 72). Es kann zudem zwischen der Klasse, die ‚herrscht‘ und der die ‚führt‘ unterschieden werden, wie Hall weiter ausführt. Diese Führung findet beispielsweise auf den Gebieten der Kultur, der Moral, der Ethik und im Bereich des geistigen Lebens statt (ebd.:74).

Hegemonie ist daher auch in der Kultur relevant: die Meinungen und Interessen der herrschenden Gruppe können erfolgreicher vermittelt werden als die anderer Gruppen. Das Ziel

ist die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung. Daher wird ein Konsens über die Interessen der herrschenden Gruppe in der Gesamtgesellschaft hergestellt: Das, was als richtig und möglich eingeschätzt wird, ist dominiert von den Interessen der herrschenden Gruppe und konstruiert sich als Wirklichkeit der unterdrückten Gruppen. Zwar werden die Interessen aller Gruppen in irgendeiner Weise abgebildet, um den Konsens zu erreichen und die soziale Ordnung dadurch zu stabilisieren, doch im Vordergrund besteht immer die hegemoniale Gruppe, deren Interessen besonders geschützt werden. Vor allem Normen, Werte und daraus ableitende Handlungsmöglichkeiten sind durch diese hegemonialen Vorstellungen geprägt (vgl. Krotz 2000: 176). Dies betrifft auch die Produktion von Wissen, die nach Foucault nicht machtunabhängig ist. Macht ist grundsätzlich in einem sozialen Zusammenhang vorhanden und kann sich zu Systemen und Institutionen verketteten, verstärken und vergrößern. In der Analyse von Wissen ist es also notwendig zu definieren, in welchen Kräfteverhältnissen dieses produziert wurde. In Bezug auf Diskurse plädiert Foucault dafür, zu befragen, welche Wechselwirkungen von Macht und Wissen durch sie gewährleistet und durch welches Kräfteverhältnis sie notwendig gemacht werden. Dadurch wird erkennbar, welche Interessen hinter der Produktion dieses Wissens stehen und wessen Macht dadurch erhalten oder ausgebaut werden soll (Foucault 1983: 101).

4.1.5 Diskurs

Der Begriff „Diskurs“ ist wesentlich von Michel Foucault geprägt worden, der in einer Großzahl seiner Arbeiten damit operiert. „Diskurs“ ist bei ihm kein Textstück oder eine Gruppe von Zeichen, sondern die Gesamtheit von Aussagen. Nach Foucault existiert ein Diskurs also nicht aus sich selbst heraus, sondern ist etwas, das etwas anderes produziert. Das können beispielsweise Äußerungen, Effekte oder Ähnliches sein (Mills 2007: 18). Der Linguist Siegfried Jäger unterscheidet zwischen „Diskurs“ und „diskursiver Praxis“:

„„Diskurs“ ist stets lediglich die sprachliche Seite einer ‚diskursiven Praxis‘. Unter ‚diskursiver Praxis‘ wird dabei das gesamte Ensemble einer speziellen Wissensproduktion verstanden, bestehend aus Institutionen, Verfahren der Wissenssammlung und -verarbeitung, autoritativen Sprechern bzw. Autoren. Regelungen der Versprachlichung, Verschriftlichung, Medialisierung.“ (Jäger 1993: 149)

Die Abgrenzung von „Diskurs“ zum „Text“ sei demnach vor allem durch die enge Anknüpfung des Diskurses an Praktiken gegeben. Texte sind zudem in sich abgeschlossen, während der Diskurs eine Vielzahl von Aussagen produziert (ebd.). Texte werden häufig als primäres Untersuchungsmaterial für Diskursanalyse herangezogen. Wie Sara Mills aufzeigt, gilt die Diskursanalyse als besonders produktiv, um Macht- und Wissenskonstellationen in

unterschiedlichen Texten zu analysieren (Mills 2007: 25). Solche Texte, die ein bestimmtes Thema behandeln, bezeichnet Siegfried Jäger als „Diskursfragmente“ (Jäger 1993: 181). Trotz dieser langwierigen Konzentration der Diskursanalyse auf den Text, können auch andere Teile eines Diskurses als Diskursfragmente identifiziert und analysiert werden. Auch Bilder gestalten im Rahmen von Symbolisierungsprozessen die Welt mit und tragen damit auch zur Produktion von Wissen, Macht und ähnlichem bei (Breckner 2010: 30). Auf die Bedeutung von Bildern als Medien wird im Folgenden näher eingegangen.

4.1.6 Medien

Die alltägliche Welt ist geprägt davon, dass eine Vielzahl an Medien Raum einnehmen, von Printmedien wie der Zeitung bis zum Internet und den dazugehörigen sozialen Medien. Doch wie kann der Begriff „Medium“ erfasst werden? In den Wissenschaften werden dafür unterschiedliche Antworten geliefert. Die Medienwissenschaft versteht darunter gemeinhin Massenmedien, während die Kulturwissenschaften einen breiteren Medienbegriff haben. Die Soziologie stellt die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung von Medien. Es ginge darum, herauszufinden, wie sich Medien auf soziale Prozesse und Praktiken auswirken. Als Medium bezeichnet Wagner allgemein einen Vermittler von Information. Diese Vermittlung wird über Symbole hergestellt. Wagner hält daher fest, dass diese Vermittlung, in der soziale Phänomene sichtbar und erfahrbar gemacht werden, eine materiale und eine symbolische Seite hat (Wagner 2014: 17f). Die materiale Verfassung spielt dabei eine andere Rolle als die symbolische. Das Buch beispielsweise hatte vor allem deshalb einen so enormen Einfluss auf die Gesellschaft, weil die massenhafte Produktion einer Publikation erstmals möglich war; wichtig war demnach in erster Linie die Materie und nicht der Inhalt. Die übertragene Information allein beschreibt nicht die Wirkung eines Mediums, sondern die Art der Übertragung selbst kann die Wahrnehmung verändern. Dies nennt sich Generativität des Mediums. Medien sind nicht neutral, sondern prägen die Botschaft mit. Sie können daher auch zu sozialer Veränderung beitragen (ebd.: 19f).

Einer der Soziologen, der Medien einen zentralen Raum in seinen Theorien überlässt, ist Niklas Luhmann. Medien können als soziales System im Sinne seiner Systemtheorie definiert werden (Berghaus 2003: 30). Die zentrale Eigenschaft von sozialen Systemen ist nach Luhmann, dass in ihnen kommuniziert wird. Systeme allgemein bestehen aus Operationen und die Operationsweise sozialer Systeme ist die Kommunikation. Die gesamte Gesellschaft ist dabei das umfassendste soziale System, da in ihr alle Kommunikation eingeschlossen ist. Als soziales System können aber auch die gesamte Wirtschaft oder eine einzelne Firma, alle Massenmedien

oder auch nur ein einzelnes Medium erfasst werden (ebd.: 56f). Luhmann erarbeitet unter anderem anhand seiner Analyse des Mediensystems seine Systemtheorie und stellt mit ihr dar, wie soziale Systeme funktionieren. Er nutzt dabei einen sehr breiten Medienbegriff (Wagner 2014: 79f): Medien können in seiner Theorie an drei Stellen bestimmt werden. An der ersten Stelle unterscheidet Luhmann Medium und Form. Hier ist das Medium zunächst sehr lose definiert: Es kann in verschiedenen Formen auftauchen, wodurch es seine jeweils spezielle Bedeutung erhält, die dadurch erst lesbar wird. An der zweiten Stelle unterscheidet Luhmann symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien von Erfolgsmedien. Diese werden dann zur Notwendigkeit, wenn die Möglichkeit von Unbekannten auftaucht, Erwartungen also nicht mehr direkt zwischen den Mitgliedern einer Gemeinschaft ausgehandelt werden können. Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien sind demnach Medien, die eine Orientierung in unbekannten Situationen bieten, indem sie soziale Situationen strukturieren und so Handlungsmöglichkeiten vorgeben. Zu diesen Medien zählt beispielsweise das Geld (ebd.: 82ff). Als dritte Art der Bestimmung von Medien nennt Luhmann die Verbreitungsmedien. Dabei handelt es sich für ihn um jene Medien, die Informationen verbreiten, wie etwa die Sprache, Schrift, Buchdruck, Fernsehen, etc. Das Besondere an Massenmedien ist nach Luhmann, dass sie den Eindruck vermitteln, die KonsumentInnen dieser Massenmedien nähmen an der gleichen Realität teil – nämlich jener, die vom Medium vermittelt wird. Massenmedien verfügen über eine eigene Logik, die aber als Realität dargestellt wird. Luhmann schließt sich daher der These der Generativität der Medien an, fügt jedoch hinzu, dass eine Veränderung der medialen Bedingungen allein keine Veränderungen in der gesellschaftlichen Struktur hervorrufen könne (ebd.: 87ff).

Auch Klaus Neumann-Braun führt aus, dass Massenmedien nicht nur Informationen speichern, sondern auch die *Wirklichkeit vermitteln* (Neumann-Braun 2000: 32). Medien entwickeln dabei eine Eigendynamik: Sie verhalten sich nicht neutral, sondern formen das, was sie vermitteln. Das geschieht einerseits durch ihre technischen Möglichkeiten, aber auch indem der Inhalt symbolisch umgeformt wird, beispielsweise durch die kulturelle Anpassung an Normen oder Regulierungen. Es handelt sich hierbei also laut Neumann-Braun um zwei Realitätskonstruktionsleistungen – auf der In- und auf der Outputseite (ebd.: 34f). Diese beiden Seiten wirken wechselseitig aufeinander: Die Medien versuchen, das Interesse der RezipientInnen zu erfassen, während die RezipientInnen ein Medium mit einer gewissen Erwartungshaltung konsumieren. Es findet kein voneinander unabhängiger Prozess statt, sondern einer, der auf beiden Seiten Wirkung entfaltet (ebd.: 36). Medien erhalten, produzieren,

transportieren daher Vorstellungen über die Gesellschaft. Sozialer Wandel kann – muss aber nicht – durch Medien stattfinden.

Als Beispiel für einen solchen Wandel durch Medien kann das Bild genannt werden. Nach Müller-Doohm sind Bilder besondere Formen kultureller Praxis. Sie tragen spezifische Bedeutungs- und Sinngehalte in sich (Müller-Doohm 1997: 92). Nach Müller-Doohm erhalten Bilder in der Gesellschaft immer mehr Relevanz, da sie vermehrt zur Kommunikation verwendet und verbreitet werden. In Anlehnung an den Kunsthistoriker und Archäologen Salvatore Settì spricht Müller-Doohm davon, dass die unmittelbare Realitätserfahrung durch die synthetischen Bildproduktionen okkupiert wird, während gleichzeitig die wirklichen Ereignisse dramaturgischen Kriterien der visuellen und massenmedialen Inszenierungen unterworfen werden. Daraus ergäbe sich eine Annäherung von Wirklichkeit und Fiktion. Als Zeichen für den kulturellen Wandel sieht Müller-Doohm nicht nur die steigende Anzahl visueller Medien, sondern auch den Umstand, dass die subjektive Wahrnehmung durch die Bilder beherrscht wird (Müller-Doohm 1993: 439). Befürchtete Ergebnisse dieser Entwicklung sind beispielsweise die Verdrängung der Sprache, und damit der Verlust des sprachlich vermittelten Handelns, was zumindest zu einem grundlegenden soziokulturellen Wandel, im schlimmsten Fall zur Ausbildung von Sozial- und Psychopathologien führen könnte. Derzeit sei dieser Wandel durch eine „brisante Mischung von Privatismus, Eskapismus und Voyeurismus“ zu charakterisieren (ebd.: 441).

4.2 Rassismustheorien

Rassismus ist im Alltagsverständnis in erster Linie geprägt von einer Vorstellung einer Diskriminierung von Menschen auf Grund ihrer Herkunft oder Hautfarbe. Es sei die Einteilung von Gruppen anhand eines körperlichen Merkmals, so die gängige Annahme. Ilka Eickhof betont, dass solche Gruppenzugehörigkeiten mit Hierarchisierungen verbunden sind. Es handelt sich dabei um Formen des gesellschaftlichen Ein- und Ausschlusses, beispielsweise um den Zugang zu Ressourcen oder Positionen von gesellschaftlicher Relevanz. Die Hierarchien werden auf Grundlage der Gruppenzugehörigkeit oder kollektiven Identität legitimiert. Diese können von biologischen, aber auch kulturellen Merkmalen abgeleitet sein. (Eickhof 2010:18). Eickhof spricht im Zuge dessen eine Debatte in der rassismustheoretischen Diskussion an, in der es um die Konstruiertheit der Kriterien geht. Eine Position besagt, dass es sich bei Rassismus um Abgrenzung aufgrund von körperlichen Merkmalen handelt. Heute allerdings ginge es nicht mehr um „Rassen“, sondern um „Kulturen“. Man spricht daher heute oft von einem „Neo-“ oder „Kulturrassismus“, der ein „Rassismus ohne Rassen“ sei. Doch auch „Rasse“ ist eine Konstruktion, eine Vorstellung, deren reale Existenz wissenschaftlich widerlegt ist, und die in Verbindung mit Nationalismus und Rassismus Ungleichheit hervorbringt und legitimiert (ebd.: 32f). Im „modernen Rassismus“ wird das Konzept der Kultur hervorgehoben und ebenso als etwas Unveränderliches dargestellt und zur zentralen Differenzierungskategorie erhoben wie es vormals mit dem „Rasse“-Begriffe geschehen war (ebd.: 34). Es wird „rassifiziert“. Damit wird ein Prozess beschrieben, „in dessen Verlauf willkürlich gewählte biologische, soziale, symbolische oder imaginäre Attribute als Zeichen für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten, als natürlich identifizierten Gruppe gewertet werden, die in Abgrenzung zur eigenen Gruppe steht.“ (ebd.: 38).

Die andere Position besagt, dass der Rassismus sich nicht auf die Identifizierung von körperlichen Differenzmerkmalen reduzieren lässt und niemals ohne kulturalistische Argumente ausgekommen sei:

„Von Anfang an kombinierte der Begriff des Rassismus natürliche und kulturelle Faktoren. Hinsichtlich ihres Legitimationszusammenhangs sind erstere als Grundlage letzterer gedacht – die angeblich verschiedene Natur der Rassen wird für ihr unterschiedliches Kulturniveau verantwortlich gemacht. Doch ist der Begründungszusammenhang dieser Argumentation tatsächlich genau umgekehrt aufgebaut – essentialistisch konzipierte kulturelle Differenzen sollen sich tendenziell in körperlichen Merkmalen ausdrücken.“ (Hund 2007: 7. Zit. nach Bruns 2013: 220).

Bei Rassismus handelt es sich dementsprechend immer um Konstruktionen von Differenz, die nicht nur in körperlichen, sondern auch in kulturellen Merkmalen gesucht wird. Diese Differenzkonstruktionen und Hierarchisierungen von Gruppen fanden schon lang statt, ihre moderne Form in der westlichen Welt ist jedoch wesentlich geprägt durch die Entwicklung der Aufklärung.

4.2.1 Entwicklung des Rassismus

Im Zuge der französischen Revolution wurde zwar einerseits die naturrechtliche Gleichheit aller Menschen verkündet, doch gleichzeitig breitete sich die Ungleichheitslehre, die ebenso über die Naturrechte begründet war, aus (Bruns 2013: 217). Denn das bürgerliche Selbstverständnis basiert auf Gleichheit, was jedoch Hierarchien nicht auflöste, sondern neue produzierte. Die bürgerliche Gesellschaft kann also sowohl egalitär als auch elitär sein. Die beiden Facetten koexistieren nicht bloß, sondern Gleichheit kann auch Ungleichheit legitimieren (Rommelspacher 1995: 16f). Mit der Aufklärung wurde die Idee, dass die Welt und Kulturen gestaltbar sind, immer anerkannter. Dadurch wurde allerdings auch festgehalten, dass die Welt und Kulturen beherrschbar sind. Es ging einher mit einer Hierarchisierung, die legitimiert werden musste (Bielefeldt 1998b: 110). Edward Said geht davon aus, dass auch die verstärkte Expansion verschiedener Reiche auf der Welt eine zentrale Rolle spielte. Durch die Expansion kam es immer wieder zu Berührungen zwischen Kulturen und Gegenden, weshalb es notwendig ist, Europa im Kontext dieser Begegnungen beziehungsweise in den dabei aufgezeigten kulturellen und zeitlichen Grenzen zu betrachten. Diese Entwicklung führte im westlichen Selbstverständnis dazu, dass das Christentum als einziger Referenzpunkt nicht mehr aufrechterhalten werden konnte. Gleichzeitig kommt es durch diese Begegnungen immer wieder zu selektiven Identifikationen mit Kulturen und Gegenden, die nicht zum Eigenen gehören. Das ist nach Said der Moment, in dem die Klassifikation der Menschheit beginnt, nach ihrer „Rasse“, Hautfarbe, Herkunft, usw. (Said 1994: 120f). Daher ist nach Fathi Triki der Kolonialismus als eine wesentliche Form der Beziehung des Westens mit dem „Anderen“ zu bezeichnen. Diese Beziehung sei nicht zufällig, sondern habe ihre Grundlagen in der westlichen Rationalität. Dazu gehören auch die Ideen der Aufklärung, wie etwa die Utopie der Freiheit, des Fortschritts und der Menschlichkeit. Diese Ideen seien mehr als einmal zurechtgerückt worden, um die westliche Herrschaft zu legitimieren (Triki 2006: 31). Mit Hilfe der „Naturgesetze“ beispielsweise wurden Personen anhand ihres Geschlechts oder ihrer „Rasse“ bestimmte Eigenschaften angedichtet, was wiederum zur Legitimation von Ausschluss aus den Menschenrechten führte:

„Die Idee der Gleichheit aller Menschen entwickelte sich zu einer stark umkämpften Vorstellung, welche einerseits zur Legitimation von Widerstandsbewegungen herangezogen werden konnte, [...] [a]ndererseits wurde die Reichweite der politischen Gleichheitsansprüche in den philosophischen wie politischen Diskursen der Jahre nach der Revolution zunehmend auf das rationale, autonome und damit als politisch handlungsfähig konstituierte Subjekt beschränkt, welches als christlich, weiß und männlich imaginiert wurde.“ (Bruns 2013: 217).

Neben der Auseinandersetzung mit den Kolonien, deren BewohnerInnen als „Andere“² imaginiert wurden und die damit der Einheit der weißen EuropäerInnen als Identifikation dienten, kam es im Verlauf des 19. Jahrhunderts auch zu Versuchen, einzelne Nationen als überlegen darzustellen. So griffen schließlich nationale und „rassische“ Identifikationen ineinander (ebd.: 217f). Im 19. Jahrhundert waren damit neben der Klasse die bedeutendsten Ordnungsbegriffe die der Nation und der ‚Rasse‘. So konnten Gruppen in Großkollektiven zusammengefasst werden. Ende des 19. Jahrhunderts kam es zur Ausbildung und Inszenierung von ‚Massen‘. Durch die Konstruktion einer nationalen Einheit und einer gemeinsamen Sprache sollte die eigene Größe hergestellt werden. Gleichzeitig wurden aber auch ‚große‘ innere und äußere Feinde konstruiert (Bielefeld 1998b: 109). Die Legitimation der Ungleichheit zwischen den konstruierten Gruppen ergibt sich unter anderem durch die rassistische Denkweise: „Die rassistische Denkweise ist eigentlich eine Produktionsweise ‚der eigenen Gemeinschaft‘, der rassistischen Gemeinschaft, und zugleich eine Interpretationsweise der sozialen Welt, in der diese Gemeinschaft situiert werden kann.“ (Balibar 1998: 184) Eine der zentralen Argumentationsstränge rankte sich rund um den Begriff der Zivilisation:

„Von Beginn an waren die Menschenrechte der ‚zivilisierten‘ Nationen auf die Annahmen gegründet, daß letztere ‚zivilisiert‘ waren. Die Vorderseite der Medaille war der imperialistische Diskurs. Pflicht der Länder, die geltend machten, daß sie Menschenrechte respektierten, war es daher, jene zu ‚zivilisieren‘, die Menschenrechte nicht respektierten, die ‚barbarische‘ Sitten hatten und die folglich unter Kontrolle gebracht und belehrt werden mußten, wie man etwa Kinder belehrt.“ (Wallerstein 1995: 191)

Das „Barbarische“ müsse dementsprechend kontrolliert werden. Daraus erfolgt die Ausgrenzung und Abgrenzung, indem die westliche ‚Zivilisation‘ sich selbst zum Maßstab des ‚Guten und Richtigen‘ erhebt. Daraus ergibt sich die imperiale Legitimation. Europa etablierte sich im Kolonialismus als Vorherrscher der Welt, sowohl ideologisch, als auch militärisch. 1914 hatte Europa 85% der Welt unterworfen, in der Überzeugung, die wahre Lebensweise zu

² „Andere“ wird hier großgeschrieben, „wenn es in einem abstrakt psychologischen oder philosophischen Sinn gemeint ist als das, was dem Subjekt als Nicht-Ich oder als das Fremde gegenübersteht.“ (Rommelspacher 1995: 7)

führen und verbreiten zu müssen. Dies war nur mit Gewalt möglich (Rommelspacher 1995: 17f).

Wallerstein sieht in dieser Entwicklung die Durchsetzung der liberalen Ideologie: Der Widerspruch des Liberalismus zeigt sich darin, dass Rechte anerkannt werden, die allerdings nicht für alle gleichermaßen gelten (Wallerstein 1995: 197). Rassismus wird hier zur Zäsur, die diese widersprüchliche Vorgehensweise legitimiert. Es zeigt sich in der historischen Entwicklung des Rassismus, dass es immer schon um Fragen der Macht, der Hegemonie und deren Legitimierung ging.

4.2.2 *Das „Fremde“, das „Andere“ und das Selbst*

Im Zusammenhang mit Rassismus fällt oftmals, wie auch hier bereits geschehen, der Begriff des „Anderen“. Schon Simone de Beauvoir benutzte diesen Begriff, wenngleich sie ihn auf die Frau in der Gesellschaft anwendete: Sie beschrieb, wie die Frau als das „Andere“ konstruiert wird. Frauen werden in vielerlei Rollen dargestellt, ohne jedoch selbst zu Wort zu kommen: „Sie kommen nicht vor, denn sie haben möglichst ‚nichtssagend‘ als Projektionsfläche für männliche Ängste und Erlösungsphantasien zu dienen.“ (Rommelspacher 1995: 179). Bei diesem Prozess, der „Othering“ genannt wird, werden gesellschaftliche Gruppen in Abgrenzung zum ‚Normalen‘ zum ‚Anderen‘ gemacht (Eickhof 2010: 28). Rassismus beruht also immer auf der Konstruktion eines Anderen, welches unterworfen werden muss und dessen Konstruktion der Entwicklung des Selbstbildes dient, indem man sich davon abgrenzen kann. Grenzziehung funktioniert einerseits nach innen durch Definition eines „Wesens“ oder einer „Kultur“, andererseits nach außen, indem Regeln des Ausschlusses festgelegt werden. Durch diese Grenzziehungen bestimmt sich das Verhältnis zu den Anderen (Bielefeld 1998b: 99).

Rommelspacher merkt an, dass das „Fremde“ der Zuschreibung des Anderen in der heutigen Gesellschaft entspricht und somit auch seine aktuelle Funktion erhält, indem es Angst machen soll (Rommelspacher 1995: 179). Auch Bielefeld beschreibt, dass das ‚Fremde‘ immer mehr an Bedeutung gewinnt. Einerseits resultiert dies daraus, dass es immer wieder neue Formen kollektiver Selbstbestimmungen gibt. Auf der anderen Seite ist dies eine Reaktion auf die Beunruhigungen, die sich aus den Entwicklungen der Moderne ergeben. Dazu zählen etwa die Veränderungen in Europa, ökonomische Unsicherheit und Fluchtbewegungen. Gerade im Westen ist eine Denationalisierung bei gleichzeitiger Ethnisierung zu beobachten. Es entstehen neue ‚Milieus‘ und kollektive Lebenslagen, die sich auf Sprach-, Herkunfts-, Kultur- und rechtlichen Zugehörigkeitskriterien beziehen, aber variabel sein können (Bielefeld 1998a: 10).

Die Anwesenheit der ‚Fremden‘ stellt den Nationalstaat infrage, so wie er bisher funktioniert hat: indem das Selbstverständnis der eigenen Bevölkerung ethnisch definiert wurde (ebd.: 11). Heute gibt es die Sorge, dass immer mehr Menschen nach Europa flüchten wollen, um am dortigen Wohlstand teilhaben zu können. Es wird dabei auch immer wieder von der „(Wohlstands-)festung Europa“ gesprochen – ein Begriff, der im Übrigen aus dem nationalsozialistischen Sprachgebrauch stammt (Bielefeld 1998a: 14). Nach 1945 wurden die europäischen Staaten immer mehr „Einwanderungsgesellschaften“, wobei die Staaten diese Bezeichnung für sich selbst ablehnen. Damit einher ging allerdings die Entstehung eines Diskurses über Integration und (Anti-)Diskriminierung, woran erkennbar ist, dass es offensichtlich notwendig wurde, sich damit auseinanderzusetzen (ebd.: 17) Bielefeld attestiert modernen Gesellschaften eine ritualisierte Angst vor Migrationsbewegungen. Dabei sieht er zwei relevante Faktoren, durch die sich diese Angst manifestiert: Einerseits das Verhältnis zu „den Fremden“, andererseits das Verhältnis zu sich selbst. Denn die Beziehung zum Fremden ist prinzipiell prekär, da sie erfahrungsabhängig ist:

„Erst der konkrete historische Moment und der bestimmte Ort mit seiner jeweiligen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die Beziehung zu dem und denen, die als ‚Nicht-Fremde‘ gelten und die Macht haben, diese Geltung durchzusetzen, strukturieren das jeweils Fremde. Über das Fremde und die Fremden lässt sich nicht allgemein reden. Spezifiziert man es, redet man über sich selbst – Das Fremde konkretisiert sich im Eigenen.“ (ebd.: 9)

Der „Fremde“ ist nach Zygmunt Baumann bedrohlicher als der Feind, weil er beides sein könnte: Sowohl Freund als auch Feind. Diese Unsicherheit und Unwissenheit macht den „Fremden“ zur Bedrohung. Er ist ein „Unentscheidbarer“. Die Fremden „setzen der ordnenden Macht der Gegensätze ein Ende. Gegensätze ermöglichen Wissen und Handlung; Unentscheidbare lähmen.“ (Baumann 1998: 26) Bei der sozialen Organisation gehe es jedoch darum, hermeneutische Probleme systematisch zu reduzieren. Die Welt soll lesbar und einschätzbar werden, indem man etwa bestimmte Separationen vornimmt. Dadurch ergeben sich allerdings immer wieder weitere hermeneutische Probleme, da Missverständnisse nicht abgebaut werden. Der Fremde bringt diese hermeneutischen Probleme mit sich, da er sich, im Gegensatz zum bloß Unbekannten, in der Lebenswelt niederlässt. Es muss entschieden werden, ob es sich bei dem Fremden um einen Freund oder Feind handelt. Solange diese Entscheidung nicht gefallen ist, bleibt die Angst vor dem Unbestimmten (ebd.: 27ff). Es sei daher notwendig, zwischen „Freund“ und „Feind“ zu entscheiden, um Sicherheit in der sozialen Ordnung wieder zu erlangen:

„Der Gegensatz zwischen Freund und Feind trennt Wahres vom Falschen, Gutes von Bösem, Schönes von Hässlichem. Er trennt auch eigen und uneigen, richtig und falsch, geschmackvoll und unverträglich. Er macht die Welt lesbar und dadurch instruktiv.“ (Baumann 1998b: 24)

Wie Frank-Olaf Redtke anspricht, ist das Fremde oder das Andere keine tatsächliche Realität, die erfassbar und überprüfbar ist, sondern eine bloße soziale und kontextabhängige Deutung, eine Konstruktion, die auf Unterscheidungen und Bezeichnungen beruht (Redtke 1998: 81). „Der Fremde“ wird also immer imaginiert. Bei dieser Imagination und Beschreibung spielen oft Vokabel der Unermesslichkeit eine Rolle; etwa wenn von „Fluten“ gesprochen wird. Damit wird die Macht des Fremden suggeriert: Die unbestimmte, aber als hoch angenommene Anzahl der Fremden wird zur Bedrohung. Hinzu kommen zugeschriebene Qualitäten, wie Gewalt oder Sexualität, die dem Fremden zugeschrieben werden. Quantität und Qualität vermischen sich und machen so die Bedrohung, aber auch die Faszination des Fremden aus (Bielefeld 1998b: 105):

„Die Mischung aus realen und imaginären Fremden ergibt zusammen ein Fremdenbild, das sich ganz hervorragend für die Grenzziehungsprozesse eignet. Die Strukturen des imaginären Fremden und des unbewußten Eigenen ähneln sich in einer überraschenden Weise: das Unbewußte kennt weder Zeit, noch Widerspruch. Die Konstruktion des Fremden entspricht dieser ‚Struktur‘ (wenn man es so nennen kann), so daß es die Fremden nicht immer braucht, sowohl um die ‚Fremden zu machen‘ als auch, um vor ihnen Angst zu haben. ‚gefährliche Fremde‘ sind viele und sie sind mächtig, seien sie auch wenige und schwach.“ (ebd.: 105)

Die Angst vor dem Fremden, die häufig als Legitimation von Diskriminierung von Minderheiten herangezogen wird, sei ebenso eine Form der Leugnung von Ungleichheit, da sie als anthropologische Konstante allen Völkern zu allen Zeiten attestiert wird und die Diskriminierung dadurch naturalisiert würde. Nur selten habe Diskriminierung allerdings tatsächlich etwas mit Fremdheit zu tun, was Rommelspacher anhand des Umgangs der Weißen mit den Schwarzen in den USA erklärt, wo eine Fremdheit schon seit langem ausgeschlossen werden kann, Diskriminierung jedoch dennoch vorhanden ist. Charakteristika dieser Diskriminierung sei nicht die Angst vor Fremdheit, sondern die Normalisierung der Unterdrückung, die in Trennung der Bevölkerungsgruppen und Unsichtbarmachung der unterdrückten Gruppen resultiere. So könne der unterdrückende Zustand als normal etabliert und der Schein der Gleichheit aufrechterhalten werden. Dominanz erscheint unsichtbar, was Rommelspacher als modern identifiziert, da das Leugnen von Ungleichheit zum westlichen Selbstverständnis gehört (Rommelspacher 1995: 30ff).

Orientalismus als Beispiel des Feindes/des Anderen

Ein Beispiel für die Konstruktion des Anderen durch westliche Gesellschaften ist der Orientalismus, der ausführlich von Edward Said beschrieben wurde. Als Orientalismus bezeichnet er den Ort, der den Orient aus westlicher Sicht beschreibt. Der Orient ist hier also keine geographische Region, sondern ein Ort in der westlich-europäischen Erfahrung. Er wurde dadurch zur Projektionsfläche für das europäische Selbstverständnis: Der Orient wurde als „das Andere“ konstruiert, um zu definieren, was das „eigene“ Europas ist: „the Orient has helped to define Europe (or the west) as its contrasting image, idea, personality, experience.“ (Said 1994:1f). Die Beziehung zwischen Okzident und Orient sei daher immer eine Machtbeziehung gewesen, in der es um Dominanz und Hegemonie ging (ebd.: 5).

Als Forschungsfeld ist der Orientalismus bereits seit dem 14. Jahrhundert bekannt (ebd.: 50). Der moderne Orientalismus beginnt nach Said im späten 18., frühen 19. Jahrhundert. In dieser Zeit wurde dem Orient viel Aufmerksamkeit geschenkt, was sich beispielsweise an der Menge der produzierten Literatur erkennen lässt. Was über den Orient festgehalten wurde, zeugt von der kulturellen Dominanz des Westens, etwa indem die „Stärke des Westens“ der „Schwäche des Ostens“ gegenübergestellt und so die Vorherrschaft des Westens über den Osten mit ‚Wissenschaftlichkeit‘ legitimiert wurde (ebd.: 42ff). Schon seit den frühesten Anfängen der Orientalismusforschung wurde mehr aus dem Orient gemacht, als empirisch überhaupt fassbar war: die Untersuchungen ergaben vor allem viel ‚Imaginiertes‘. Im 19. und 20. Jahrhundert wird Orientalismus schließlich zu einer imperialen Institution, bei der mithilfe der Wissenschaft die europäische Expansion auf der Suche nach Märkten, Ressourcen und Kolonien begründet wird (ebd.: 95).

Said beschreibt vier Dogmen, die im orientalistischen Gedankengut immer vorhanden sind, und die zeigen, wie das Andere beschrieben sein kann. Das erste Dogma ist die Konstruktion der absoluten Differenz zwischen dem Westen, der als rational, entwickelt, menschlich und überlegen gilt, und dem Orient, der als unterlegen und un(ter)entwickelt dargestellt wird. Als zweites Dogma nennt Said die Angewohnheit von OrientalistInnen, lieber Abstraktionen über den Orient zu präsentieren statt Belege, die der Realität entstammen. Das dritte Dogma ist die Beschreibung des Orients als unendlich und einheitlich. Es wird generalisiertes Vokabular verwendet, dass die Objektivität und Wissenschaftlichkeit unterstreichen soll. Das letzte Dogma schließlich beinhaltet, dass der Orient immer entweder gefürchtet oder kontrolliert werden muss (ebd.: 300f). Vor allem auch die Religion des Islams wird schon bald nach seiner

Entstehung zu einer Gefahr für das Christentum erklärt. Mit der Deklaration als Gefahr entstehen zugleich auch die Bilder, die bis heute von Relevanz sind, und die den Islam mit Terror, Zerstörung und „dämonischen Horden von verhassten Barbaren“ in Verbindung bringen. Der Orient wird damit zur permanenten Gefahr für die christliche Zivilisation erklärt (ebd.: 59).

Orientalismus ist ein Beispiel, wie Unterdrückung und Hierarchisierung legitimiert wurden. Gerade in der Postmoderne kommt es nach Said zu einer Verstärkung orientalistischer Stereotype, beispielsweise in Film und Fernsehen: “So far as the Orient is concerned, standardisation and cultural stereotyping have intensified the hold of the nineteenth century academic and demonology of ‘the mysterious Orient’.” (ebd.: 26). Wie der Islam oder Menschen aus dem arabischen Raum wahrgenommen werden, ist damit auch heute noch hochpolitisch: Das hängt vor allem mit aktuellen global-gesellschaftlichen Konflikten, wie etwa zwischen arabischen Staaten und Israel zusammen. Die Grundlagen dieser Annahmen kommen aus dem Orientalismus und bleiben durch fehlende Repräsentation erhalten, da es kaum kulturelle Positionen gibt, die es möglich machen, sich mit dem Islam oder Menschen aus dem arabischen Raum zu identifizieren, die auch unvoreingenommen diskutiert werden (ebd.: 26f).

4.2.3 *Gesellschaftliche Funktion von Rassismus*

Neben der Konstruktion des „Anderen“ für das eigene Selbstverständnis kann rassistische Differenzierung noch weitere Funktionen für eine Gesellschaft haben. Mit dieser Frage befasst sich beispielsweise Stuart Hall im Kontext der Cultural Studies in Großbritannien, der dafür vier Erklärungen heranzieht: eine linguistische Erklärung sieht Differenz als notwendig zur Herstellung von Bedeutung, indem diese immer in Relation zwischen binären Gegensatzpaaren erzeugt wird. Eine weitere besagt, dass Differenz im Dialog mit dem „Anderen“ geschaffen wird: Alles was wir meinen, wird im Dialog modifiziert (Hall 2004: 117). Eine anthropologische Erklärung sieht Differenz als Basis für die gesellschaftliche Ordnung:

„Stabile Kulturen sind darauf angewiesen, dass Dinge an ihrem zugewiesenen Platz bleiben. Symbolische Grenzen sorgen für die ‚Reinheit‘ der Kategorien und geben Kulturen so ihre einmalige Bedeutung und Identität.“ (ebd.: 119)

Als letzte Erklärung führt Hall die Psychoanalyse an. Hierbei geht es um den Prozess der Subjektwerdung, der nur in Beziehung und damit in Differenz zu anderen stattfinden kann (ebd.: 121). Die Herstellung von Differenzen geschieht also permanent und aus verschiedenen Gründen; sie können sowohl positiv als auch negativ sein. Repräsentationen von Differenz sind

für Hall auch Mittel zur Festigung von Macht. Hierfür spielt der Begriff Hegemonie eine zentrale Rolle, denn er beschreibt, wie Gruppen ihre Vorherrschaft in verschiedenen gesellschaftlichen Feldern erhalten können. Herrschaft basiert auf der Abwertung des Anderen. Ein so erzeugter Selbstwert ist sehr labil. Das Selbst produziert sich in Interaktion mit Anderen, weshalb im Selbstwert auch der Wert der Anderen vorhanden ist (Rommelspacher 1995: 15). Repräsentationen von Differenz sind vor allem dazu notwendig, um die kulturelle Hegemonie aufrechtzuerhalten und somit die Vorherrschaft der dominanten Gruppe zu legitimieren. Ein wesentliches Element dieser Legitimierung sind Stereotype. Hall schreibt dazu:

„Stereotypisierung *reduziert, essentialisiert, naturalisiert und fixiert* ‚Differenz‘. [...] Sie schreibt symbolisch Grenzen fest, und schließt alles aus, was nicht dazu gehört. [...] Drittens tritt Stereotypisierung vor allem dort in Erscheinung, wo es große Ungleichheiten in der Machtverteilung gibt.“ [Hervorh. d. Verf.] (Hall 2004:144)

Auch Fathi Triki beschreibt die Beziehung westlicher Gesellschaften zum Anderen in Begriffen der Macht und Dominanz und zieht hierfür das Beispiel der Globalisierung heran. Die kapitalistische Globalisierung beruhe nach Fathi Triki auf drei Punkten: dem Austausch von Geld, Gütern und Waren; der Kontrolle gesellschaftlicher Kräfte (die diesen Austausch behindern könnten); sowie der Kontrolle der Bewegungsfreiheit der Individuen. Hier zeigen sich nach Triki die zwei wesentlichen Beziehungsformen der westlichen Gesellschaften zum Anderen: der Rassismus und der Kolonialismus (Triki 2006: 29).

„Durch diese zwei Bewegungen des Ausschlusses Fremder, hier des Arabers, Schwarzen und Muslimen, wenn er im Innern der westlichen Welt lebt (der Rassismus), dort die Übernahme der Sorge um sein Dasein und Schicksal, wenn er in seiner Welt lebt (der Kolonialismus), gelingt es der hyperkapitalistischen Globalisierung, die Beziehung zwischen den Kulturen für immer auf eine Beherrschung zu reduzieren, die nicht anders als blutig sein kann.“ (ebd.: 32)

Die Feststellung, dass es sich bei der Repräsentation von Differenz um eine Ausübung von Macht und um eine Festlegung von Hegemonie handelt, ist vor allem auch in dem Hinblick wichtig, da sich daraus erschließt, dass es Möglichkeiten zum Widerstand gibt. Wie Stuart Hall schreibt, ist Bedeutung niemals vollständig festgeschrieben, sondern kann auch verändert werden (Hall 2004: 158).

Eine weitere Funktion von Rassismus ist die der Schaffung von Ordnung und damit Grenzen, wie Innen und Außen, Oben und Unten. Diese Grenzen sind konstitutiv für die Gesellschaft. „Unordnung und ihre Repräsentanten, die Anderen und die Fremden, werden in dieser Perspektive zur Bedrohung.“ (Redtke 1998: 79) Wer als das „Andere“ bezeichnet wird, ist immer abhängig von den jeweiligen Ordnungsproblemen einer Gesellschaft (Said 1994: 43).

Es wäre daher ein Fehlschluss, zu glauben, „Rassismus sei, nur weil er immer und überall eine zutiefst unmenschliche und antisoziale Praxis ist, auch überall dasselbe – sowohl was seine Form als auch seine Beziehungen zu anderen Strukturen und Prozessen oder seine Folgen angeht.“ (Hall 1989: 85) Hall ist daher der Meinung, dass Rassismen immer in ihren spezifischen historischen Gegebenheiten analysiert werden müssen und nicht eins zu eins vergleichbar sind (ebd.). Auch Rommelspacher zeigt auf, dass unterschiedliche Rassismen in der Gesellschaft unterschiedliche Funktionen einnahmen. Ging es im kolonialen Rassismus vor allem um die ökonomische Ausbeutung, so ist der Antisemitismus eng mit dem Christentum und der Frage nach kultureller Vorherrschaft verknüpft. Der Antiislamismus wiederum ist vor allem charakterisiert durch die Konstruktion der Bedrohung durch die „Fremden“. Alle drei Formen jedoch haben allesamt ihre Tradition im christlichen Westeuropa (Rommelspacher 1995: 40ff). Rassismen müssen auch nicht immer gleichbleiben, sondern können sich ändern und den Gesellschaften anpassen. Ein Beispiel wäre der Wechsel von gesellschaftlichen Feindbildern:

„Sind alte Feindbilder, an denen Diskriminierung und Verfolgung sich bislang festmachte, nicht länger wirkungsmächtig, weil gesellschaftlich überholt, bedarf es neuer Repräsentationen, welche die Unterdrückung und Ausgrenzung auf einer veränderten gesellschaftlichen Bedingungen angemessenen Stufe reproduzieren.“ (Stögner 2014: 142)

Trotz Unterschiede in Mentalitäten und politischen Traditionen, die sich aufgrund der besonderen Geschichte einzelner Nationalstaaten und Regionen entwickelt haben, lässt sich Rassismus nach Rommelspacher immer auf einen Kampf um politische, ökonomische und kulturelle Vormachtstellung zurückführen. Welcher dieser Kämpfe im Vordergrund steht, hängt wiederum von der Form des Rassismus ab. Sieht man sich also die Beziehungen zwischen der dominanten Gruppe einer Gesellschaft und einer unterdrückten Gruppe an, so lässt sich erkennen, welche Dimension von Macht jeweils in den Vordergrund tritt (Rommelspacher 1995: 51f).

Macht kann differenzierend wirken, indem eine Gruppe über andere verfügt und ihren Zugang zur Gesellschaft regulieren kann. Ein Beispiel dafür sind die Kriterien, nach denen eine StaatsbürgerInnenschaft vergeben wird (Eickhof 2010: 38). Dies merkt auch Redtke an, der beschreibt, dass soziale Institutionen innerhalb einer Gesellschaft sowohl von Innen als auch von Außen dazu in der Lage sind, eine bestimmte gewünschte soziale Ordnung aufrechtzuerhalten, sofern sie die Macht dazu haben; und dass sie dadurch ihre Interessen umsetzen können. Eine Möglichkeit, diese soziale Ordnung umzusetzen beziehungsweise mit

möglichen Störungen in dieser sozialen Ordnung umzugehen, ist der Ausschluss. Dieser kann offensichtlich sein (Verweis aus der Gruppe) oder durch verschiedene Ausgrenzungspraktiken betrieben werden, bei denen die betroffene Gruppe eine ungleiche Behandlung bei der Zuteilung von Ressourcen erfährt (Eickhof 2010: 38). Eine andere Möglichkeit ist die Assimilation. Die Assimilation beschreibt Baumann als „Versuch eines Teils der Gesellschaft, einen monopolistischen Anspruch auf das Recht zu erheben, bestimmte Teile und deren Qualität als fremd, überholt und nicht dazugehörig und daher radikal reformbedürftig zu definieren.“ (Baumann 1998: 38) Wie Bielefeld allerdings anmerkt, kann die Assimilation den Fremden „noch unheimlicher“ machen: Indem er in der Unsichtbarkeit verschwindet, ist er noch schwieriger einzuschätzen (Bielefeld 1998b: 106).

4.3 Theorien zu Geschlecht

Geschlecht ist eine Kategorie, die im Alltag permanent in Gebrauch ist und kaum hinterfragt wird. Daher ist es nicht verwunderlich, dass Burker betont, dass aus soziologischer Perspektive Geschlecht „eine elementare Kategorie der gesellschaftlichen Differenzierung“ ist. Mit Hilfe dieser Kategorie werden Menschen voneinander unterschieden. Es sei zudem eine omnirelevante Kategorie, da es kaum Felder gäbe, in denen Geschlecht keine Rolle spielen würde (Burker 2011: 25). Daher ist es nicht nur in Anbetracht der Forschungsfrage relevant, sich mit dem Thema Geschlecht zu befassen. Die Genderperspektive ist immer notwendig, wenn ein allgemeines Verständnis gesellschaftlicher Prozesse hergestellt werden soll. Burker schlägt vor, Theorien zu Geschlecht in drei Perspektiven zu unterteilen: Erstens die strukturorientierte Gesellschaftskritik, bei der Geschlecht als Strukturkategorie in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Verhältnissen gestellt wird. Als zweite Perspektive wird der interaktionistische Konstruktivismus genannt. Hier geht es um die Konstruktion und Reproduktion von Geschlecht in Interaktionsprozessen. Die dritte Perspektive sei der diskurstheoretische Dekonstruktivismus, bei dem untersucht wird, wie Geschlecht in Diskursen zu einem Ordnungsprinzip, symbolisch repräsentiert und mit Bedeutung aufgeladen wird. Diese drei Perspektiven sind nicht als getrennt voneinander zu betrachten, sondern können komplementär sein (ebd.: 31). Für die Untersuchung stehen im Wesentlichen die erste und dritte Perspektive im Vordergrund.

4.3.1 *Männlichkeit und Weiblichkeit als Konstruktionen*

Obwohl nur Kategorien wie „männlich“ und „weiblich“ im Alltag präsent sind und diese als klar und deutlich erscheinen, zeigt die Lebensrealität bei genauerer Betrachtung schnell, dass diese Deutlichkeit nicht gegeben ist. Vielmehr lässt sich eine hohe Heterogenität innerhalb der sogenannten Genusgruppen erkennen. Dennoch wird kaum hinterfragt, dass es Männer und Frauen gibt und dass diese Menschen, egal woher sie kommen, wie alt sie sind oder welcher Klasse sie angehören, vermeintlich zu ein und derselben Gruppe gehören und das selbe „Schicksal“ teilen – das Schicksal ihrer Rolle. Das Hinterfragen der geschlechtlichen Kategorien löst im Alltag schnell Irritation aus, wie beispielsweise Raewyn Connell festhält (2015: 47). Die normative Zweigeschlechtlichkeit gilt als Alltagswissen, das selbstverständlich ist und nicht weiter begründet werden muss. Tatsächlich handelt es sich bei Geschlecht, und vor allem bei der scheinbar so klaren Zweigeschlechtlichkeit um eine Konstruktion, die sich

historisch entwickelt hat und im fortlaufenden sozialen Prozess immer wieder reproduziert wird, was die Alltagstheorien von Geschlecht wiederum festigt (Wetterer 2010: 126).

Wie Yuval-Davis festhält, ist Geschlecht keine reale Differenz, sondern eher ein Hilfsbegriff, der Diskurse erst ermöglicht. In diesen Diskursen werden Gruppen von Subjekten über sexuelle und/oder biologische Unterschiede definiert und erhalten anschließend gewisse Rollenzuschreibungen (Yuval-Davis 2001: 23). Geschlecht ist also nicht als etwas Natürliches zu sehen, obwohl die Kategorien durchaus natürlich erscheinen: Denn die Unterscheidung vollzieht sich vornehmlich anhand bestimmbarer körperlicher Unterschiede. Doch die Tatsache, dass genau auf die Unterschiedlichkeit ebenjener ausgewählter Körpermerkmale eingegangen wird, auf andere jedoch nicht; und dass genau diese zum Anlass genommen werden, Menschen in Kategorien einzuteilen und ihnen in weiterer Folge einen Rang in der Gesellschaft zuzuordnen, zeugt von der Konstruiertheit von Geschlecht, wie Yuval-Davis betont: „[...] die Absicht allein, jedes menschliche Wesen entweder als männlich oder als weiblich zu bezeichnen, [ist] historisch und damit kulturell bedingt.“ Yuval-Davis identifiziert damit sowohl soziales als auch biologisches Geschlecht als konstruiert und definiert beide als Diskursmodi (ebd.).

4.3.2 Geschlechtscharaktere und Geschlechterstereotypen

Unter dem Begriff „soziales Geschlecht“ - „gender“ werden die Vorstellungen darüber, wie Frauen und Männer zu sein haben, zusammengefasst. Karin Hausen zeigt in ihrer Arbeit zur Polarisierung der Geschlechtscharaktere auf, dass diese durchaus nicht natürlich dem männlichen oder weiblichen Wesen anhängen, sondern erst mit der bürgerlichen Gesellschaft die Relevanz erhielten, die sie heute haben. Erst damit wurde die Zuordnung von Charaktereigenschaften und Tätigkeiten zu Männern und Frauen wichtig. Der Begriff der Geschlechtscharaktere bildete sich nach Karin Hausen im 18. Jahrhundert heraus und sollte die „Natur“ oder das „Wesen“ von Männern und Frauen beschreiben (Hausen 2013: 19). Verhalten orientiert sich an Mustern, deren Einhaltung sozial kontrolliert wird. Hausen schreibt über geschlechtsspezifische Rollen:

„Denn bei den geschlechtsspezifischen Verhaltensmustern für Mann und Frau, Ehemann und Ehefrau, Vater und Mutter handelt es sich erstens, da sie einem allgemeinen Muster der Arbeitsteilung zugeordnet sind, um Verhaltensmuster höchster Allgemeinheit, und zweitens, da sie bereits mit der frühkindlichen Sozialisation verankert werden, um Muster höchster Intensität.“ (ebd. 20f).

Die Beschreibung von Geschlecht im 18. und 19. Jahrhundert ist oftmals eine Mischung aus Biologie, Bestimmung und Wesen; es werden „Gattungsmerkmale“ von Mann und Frau herausgearbeitet, die als naturgegeben wahrgenommen werden und durch Bildung vervollkommen werden sollen. Männer seien demnach für den öffentlichen Bereich, für die Produktion; Frauen für den häuslichen Bereich und die Reproduktion zuständig. Der Mann sei aktiv und rational, die Frau passiv und emotional. Hausen erarbeitet Merkmalsgruppen, die Männern und Frauen zugeordnet werden, wodurch sich ein komplementäres Bild ergibt (ebd.: 23f). Noch im 18. Jahrhundert waren solche Beschreibungen der geschlechtsspezifischen Charaktereigenschaften eher spärlich vorhanden; stattdessen fokussierte man sich darauf, zu erklären, welche Rechte und Pflichten eine Frau habe. Erst Ende des 18. Jahrhunderts beginnen die Charaktereigenschaften relevanter zu werden, die sich im 19. Jahrhundert weiter verfestigen und durch die modernen Wissenschaften „bewiesen“ werden sollen. Doch warum erhielten sie genau zu diesem Zeitpunkt mehr Gewicht? Hausen spricht an, dass man davon ausgehen kann, dass es durch den Humanismus und die Reformation ein immer stärkeres Interesse am Individuum gab. Dass dieses Interesse sich ausschließlich auf den Mann bezog, der gleichgesetzt mit Mensch war, ging nur, solange die theologisch legitimierte staatliche Herrschaft unhinterfragt war; mit der Idee des Gesellschaftsvertrages ging diese Idee unter, was auch bedeutete, dass die biblisch legitimierte Unterwerfung der Frau nicht mehr haltbar war. Stattdessen entwickelte man die Ehe als Vertrag, der die Rechte und Pflichten regeln sollte (analog zum Staat der durch den Gesellschaftsvertrag geregelt wurde) (ebd.: 26f).

Berichte aus der Zeit zeigen, dass bereits damals beobachtet wurde, dass beispielsweise bei Bauern und Bäuerinnen der Geschlechterunterschied nicht derart eklatant herausgebildet wurde, wie bei höheren Schichten. Das ist erklärbar aus der weniger strikten Trennung der Arbeitsbereiche. Auch in Arbeiterfamilien konnte die vergeschlechtlichte Trennung nicht eindeutig durchgeführt werden, da auch Frauen einer Erwerbsarbeit (wenn auch einer anderen als Männer) nachgehen mussten. Allerdings gab es gerade bei Arbeiterfamilien viele Versuche den „Familiensinn“ zu etablieren, was Hausen damit erklärt, dass die Restabilisierung der Familienverhältnisse als Weg angesehen wurde, durch welchen die „soziale Frage“ gelöst werden könnte. Nichtsdestotrotz korrespondiert die Realität mit den polarisierten Geschlechtscharakteren im 19. Jahrhundert in erster Linie mit dem gebildeten Bürgertum (ebd.: 38f). Wie Karin Hausen also sehr deutlich aufzeigt, zeugt das soziale Geschlecht von strenger Polarität: Es werden Dichotomien hergestellt, bei der ein Bereich dem Mann und der Gegenübergestellte der Frau zugeordnet wird. Das können eben sowohl Sphären, wie Öffentlich

und Privat, Natur und Kultur sein, aber auch Verhaltensweisen, die sich vermeintlich davon ableiten. Solche Verhaltensvorstellungen dienen nach Eckes zur Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie und werden daher stetig reproduziert. Dies geschieht beispielsweise über Stereotype (Eckes 2010: 173).

Geschlechterstereotype zwischen Vorstellung und Realität

Bei Geschlechterstereotypen handelt es sich nach Eckes um sozial geteiltes Wissen darüber, was charakteristische Merkmale von Männern und Frauen sein sollen. Geschlechterstereotype sind daher präskriptive Vorstellungen, wie sich Männer und Frauen zu verhalten haben und sagen dementsprechend wenig darüber aus, wie Frauen und Männer tatsächlich sind (Eckes 2010: 171). Dennoch haben Geschlechterstereotype bzw. das Wissen um bestimmte geschlechtsspezifische Verhaltensvorstellungen auch Auswirkungen auf das tatsächliche Verhalten, wenn es in den Habitus übergeht. Der Habitus kann als das „Körper gewordene Soziale“ bezeichnet werden und gilt als „strukturierende Struktur“. Damit wird die Idee bezeichnet, dass das Handeln und der Körper davon erzählen können, welche historischen Entwicklungen das Soziale bereits durchgemacht hat. Der Habitus ist sozusagen in den Körper eingeschriebene Geschichte und in ihm werden Machtverhältnisse, wie zum Beispiel auch das bipolare Geschlechterverhältnis, sichtbar und kommen zum Ausdruck (Engler 2010: 252f). Da es sich um ein bipolares Verhältnis handelt, beziehen sich Männlichkeit und Weiblichkeit immer aufeinander und erhalten aufgrund der Grenzziehung zueinander Bedeutung. Nach Raewyn Connell ist es nicht möglich, Männlichkeit und Weiblichkeit als singuläre Objekte zu betrachten. Stattdessen müsse untersucht werden, wie die Prozesse und Beziehungen aussehen, die dazu führen, dass Menschen ein vergeschlechtlichtes Leben führen. Personen nehmen daher durch ihre sozialen Praktiken immer eine Position im Geschlechterverhältnis ein, was wiederum Auswirkungen auf die Körperlichkeit, Persönlichkeit und Kultur hat. Bei Geschlecht handelt es sich also nicht um fassbare Dinge, sondern um die Art und Weise, wie soziale Praxis organisiert wird (Connell 2015: 124).

4.3.3 Die Struktur von Geschlecht

Geschlecht ist nach Connell nach drei Punkten strukturiert: Machtbeziehungen, Produktionsbeziehungen und die emotionale Bindungsstruktur (Connell 2015: 127). Auf diese drei Punkte wird im Folgenden näher eingegangen.

Machtbeziehungen: Patriarchat und Herrschaftsverhältnisse

Die Machtbeziehungen bedeuten die Unterordnung der Frau und die Dominanz der Männer – die Struktur des sogenannten Patriarchats (Connell 2015: 127). Dieser Begriff ist in der feministischen Theorie nicht unumstritten, kann jedoch verwendet werden, um ein vergeschlechtlichtes Herrschaftssystem zu beschreiben, in dem Macht in allen sozialen Bereichen durch Männer monopolisiert wird. Für die Analyse des Patriarchats sei wichtig anzumerken, dass es sich hierbei um ein System sozialer Ungleichheiten und asymmetrischer Machtbeziehungen handelt, die in sozialer Unterdrückung resultieren und weder natürlich noch selbstverständlich sind (Cyba 2010: 17). Cornelia Klinger hält es für erforderlich, die Mechanismen der geschlechtsbezogenen Herrschaft in ihrer Besonderheit zu analysieren, um zu erfahren, wie es sich von anderen Herrschaftsverhältnissen unterscheidet. Denn diese können jeweils sehr unterschiedlich sein – ein Herrschaftsverhältnis kann als besonders grundlegend betrachtet werden, weil es schon lange existiert, es kann gleichzeitig jedoch so sehr in die Normalität eingebaut, „in der menschlichen Natur eingewurzelt“, sein, dass es sehr verdeckt ist. Das ist auch der Grund, warum das geschlechtsbezogene Herrschaftsverhältnis oft in Analogie zu anderen Herrschaftsverhältnissen analysiert wird. In analogen Kategorien ist das Herrschaftsverhältnis jedoch nicht vollständig zu erfassen. Die Differenz oder Andersartigkeit von Frauen bezieht sich nicht auf eine naturgegebene Differenz, sondern auf die Differenz des Herrschaftsverhältnisses, „dem Frauen als *Frauen* unterworfen sind“ (Klinger 1997: 118f). Allerdings darf laut Rommelspacher nicht auf die sogenannte Repressionshypothese reduziert werden, bei der eine Verallgemeinerung der Unterdrückten angenommen wird. Denn dabei werden die Vieldimensionalität von Machtverhältnissen und die Auswirkungen eigener Emanzipationsprozesse auf andere Gruppen außer Acht gelassen: „Jeder Akt der Selbst-Bestimmung ist nicht nur ein Akt der Befreiung, sondern macht wieder neue Bindungen sichtbar und stellt neue Beziehungen her.“ (Rommelspacher 1995: 37)

Produktionsbeziehungen: Geschlechterspezifische Arbeitsteilung

Bei den Produktionsbeziehungen handelt es sich um die geschlechtliche Arbeitsteilung, wie sie beispielsweise mit der marxistischen Theorie erklärt werden kann: Diese geht davon aus, dass Frauen für die soziale Reproduktion zuständig gemacht werden. Dabei handelt es sich nicht nur um das Gebären von Kindern, sondern auch um die Erziehung, die Hausarbeit, kurz: das familiäre Leben. Für Rossana Rossanda bedeutet die Phase des Kapitalismus eine weitere Benachteiligung aller Frauen als Gruppe, da nun alle – vermögend oder nicht – bloß den Zweck

als Reproduzentinnen und Erhalterinnen der Familie erfüllen müssten und von weiteren Lebensbereichen ausgeschlossen werden. Daher offenbart die Familie, die keineswegs eine Erfindung des Kapitalismus ist, in dieser Phase ihren grundlegenden Kern, als Ort, an dem das Verhältnis zwischen Mann und Frau festgelegt wird (Rossanda 1997: 16). Auch für Frigga Haug ist die konkrete Form der heutigen Unterdrückung der Frauen durch die kapitalistische Produktionsweise erklärbar, wenngleich sie nicht in ihr begründet liegt:

„Der Zusammenhang zwischen Frauenunterdrückung und Kapitalreproduktion, den es zu begreifen gilt, kann nicht aus den Gesetzen des Kapitalismus begriffen werden. Umgekehrt ist der Kapitalismus als ein Zivilisationsmodell zu verstehen, welches das Auseinander der Bereiche von Lebensproduktion und Lebensmittelproduktion zugespitzt hat und sich der überlieferten Herrschaft in dem einen Bereich für seine Zwecke zu bedienen weiß. Auch können wir davon ausgehen, daß der Kapitalismus selbst durch die vorgängige Geschlechterhierarchie eine besondere Färbung erhält und insofern männlicher Kapitalismus ist.“ (Haug 1997: 90).

Ein weiterer relevanter Punkt, der durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in industrialisierten Gesellschaften zum Tragen kommt, ist die Trennung von Öffentlich und Privat. Diese bringt im Kapitalismus eine neue Dimension der Frauenunterdrückung mit sich. Früher wurde noch zuhause produziert, was der Frau mehr Autonomie brachte. Im Kapitalismus jedoch finden eine strikte Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit statt. Die Frau wird aus diesem Bereich gedrängt, was vor allem für die Frauenbewegungen bedeutete, sich genau diese öffentlichen Räume anzueignen, während sie gleichzeitig das Politische des Privaten hervorhoben. Denn bloß, dass der private Bereich der Frau zugewiesen wird, heißt nicht, dass sie hier auf einmal in einer mächtigen Position ist. Der private Bereich wird im Kapitalismus in erster Linie zum Arbeitsbereich der Frau, während er für den Mann zum Rekreationsbereich wird – der Frau bleiben dementsprechend kaum Orte des Rückzugs und der Erholung (Klinger 1997: 113f). Die Trennung von Öffentlich und Privat, Kultur und Natur und eine geschlechterspezifische Verortung macht die Kategorie Geschlecht erst in der bürgerlichen Gesellschaft derart relevant und ausschließend, da die Frau dem Mann als entgegengesetzt und minderwertig betrachtet wird. Wenngleich auch Frauen in die Produktion mit einbezogen wurden, waren die Rollenvorstellungen, die Frauen ausschließlich dem Heim verpflichtet sahen, sehr stark (Stögner 2014: 123f).

Die emotionale Bindungsstruktur: Begehren, Heteronormativität

Die emotionale Bindungsstruktur organisiert Begehren geschlechtlich (Connell 2015: 128). Im Konkreten bedeutet das die hegemoniale Vorstellung der generellen Heterosexualität. Dies wird

in der feministischen Theorie oft als „Zwangsheterosexualität“ oder „Heteronormativität“ bezeichnet. Fortpflanzung wird hier als Hauptgrund für die binäre Geschlechterordnung genannt und Heterosexualität daher als etwas „Natürliches“ dargestellt. Vom biologischen Geschlecht wird somit auf die Sexualität geschlossen und eine Norm etabliert (Burker 2011: 39f). Burker fasst zusammen:

„Heteronormativität ist eine grundlegende gesellschaftliche Ordnungsstruktur, zu der die Grundüberzeugung gehört, dass es von Natur aus zwei Geschlechter gibt, deren Individuen sich wechselseitig begehren (genetisch bedingt).“ (Burker 2011: 40).

Dieses Begehren ist auch für die Konstitution von Machtstrukturen relevant, wie Foucault anhand der Wissensdispositive um den Sex analysierte. Er benannte dabei vier strategische Komplexe: erstens die Hysterisierung des weiblichen Körpers, bei der der weibliche Körper als gänzlich von Sexualität durchdrungen analysiert wird. Der zweite Komplex sei die Pädagogisierung des kindlichen Sexes, die von der Behauptung ausgeht, dass sich jedes Kind sexueller Handlungen hingeben kann, und dass dies in der einen oder anderen Weise schädhaft sei. Drittens nennt Foucault die Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens, bei der es um die Kontrolle der Fortpflanzung durch die Sozialisation hin zu einer individuellen Verantwortlichkeit gegenüber dem Gesellschaftskörper und durch die Medizin geht. Viertens wird die Psychiatrisierung der perversen Lust genannt, wobei der sexuelle Instinkt in Punkten der Norm und Anomalien analysiert wurde (Foucault 1983: 103f). Diese Strategien dienen der Produktion von Sexualität. Sexualität ist nach Foucault daher keine Naturgegebenheit, sondern der Name eines geschichtlichen Dispositivs (ebd.: 105):

„Eines seiner ersten Anliegen war es jedenfalls, sich einen Körper und eine Sexualität zu geben und sich der Stärke, des Fortbestandes und der Fortpflanzung dieses Körpers durch die Organisation eines Sexualitätsdispositivs auf Jahrhunderte hinaus zu versichern.“ (ebd.: 123)

Durch dieses Dispositiv wird dementsprechend Sexualität zu jenem Faktor, der den Fortbestand der Körper garantieren kann. Was „Sexualität“ in einer Gesellschaft konkret bedeutet, sagt daher weniger über ein naturgegebenes Begehren aus, enthüllt jedoch, wie Fortpflanzung herrschaftlich organisiert wird.

4.3.4 *Hegemoniale Männlichkeit*

Viele Theorien zu Geschlecht entwickelten sich aus der Frauenforschung und haben daher oft einen Fokus auf die Position der Frau. Rommelspacher kritisiert polarisierende Analysen des Geschlechterverhältnisses, da hier die Frau rein in einer ohnmächtigen Position beschrieben

würde und gleichzeitig der Mann in einer Position absoluter Macht. Zwar hätten Männer durch ihr Geschlecht einen privilegierten Zugang, doch dürfe nicht übersehen werden, dass es in Fragen der Macht auch um Verteilungskämpfe innerhalb der Gruppe der Männer geht. Diese Verteilungskämpfe sind vor allem Kämpfe um Männlichkeit, um Entsprechung hegemonialer Männlichkeit (Rommelspacher 1995: 27). Ein Ansatz, diese Perspektive zu erweitern, ist die Männlichkeitsforschung. Männlichkeitsforschung steht in einem starken Zusammenhang mit Feminismus. Erste Versuche einer Männlichkeitsforschung hat Sigmund Freud unternommen, auf den später aufgebaut wurde (Connell 2015: 53). Der erste ernsthafte Versuch, eine Männlichkeitsforschung zu unternehmen, war die sogenannte Rollentheorie, die besagt, dass die biologischen Geschlechtsunterschiede sich kulturell in der Geschlechtsrolle zeigen (ebd.: 67ff). Mit der feministischen Forschung wurde dieser Ansatz weiterentwickelt und kritisiert: Geschlechtsrollen seien nicht starr, sondern hätten sehr wohl das Potential zur Veränderung (ebd.: 70). Davon ausgehend wurde sich nicht nur mit der Rolle der Frauen auseinandergesetzt, sondern es entwickelte sich auch die neuere Männlichkeitsforschung.

Als zentrale Theoretikerin der Männlichkeitsforschung gilt Raewyn Connell, die das Konzept der hegemonialen Männlichkeit entwickelte. Der Begriff verweist auf das Konzept der Hegemonie, wie es von Gramsci geprägt wurde (s. Kapitel 4.1.4 Hegemonie, S. 18) Connell geht davon aus, dass Männlichkeit konstruiert und dabei oft zu einem bestimmten Zweck instrumentalisiert wird: Wenn es etwa darum geht, ob es mehr Soldaten oder Arbeiter braucht, wird die hegemoniale Männlichkeit zum Teil auch bewusst in diese Richtung gestaltet:

„Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).“ (ebd.: 130).

Es handelt sich bei der hegemonialen Männlichkeit also nicht um tatsächliche Männer, die an der Spitze der Gesellschaft stehen, sondern um Vorstellungen davon, was als Ideal der Männlichkeit gilt. Hegemoniale Männlichkeit ist kein starres Ideal, sondern ein bewegliches Konzept, das eine bestimmten Strategie in einer bestimmten Ausformung des Patriarchats entspricht und sich daher auch zeitlich verändern kann (ebd.: 131). Abgesehen davon gibt es immer auch unterschiedliche Männlichkeiten, die beispielsweise durch die Kategorien race oder Klasse bedingt sind. Dabei handelt es sich jedoch nicht um starre Kategorien, die tatsächlich so von Menschen eins zu eins erfüllt werden, sondern um Konzepte und Verhältnisse dieser Konzepte zueinander (ebd.: 85f). Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit beschreibt zudem nicht ausschließlich die Unterordnung von Frauen. Auch Männer erfahren

Unterordnung. So erleben beispielsweise homosexuelle Männer Diskriminierungen. Mitunter wird dies auch mit einer Nähe zur Weiblichkeit erklärt und begründet. Auch andere Männlichkeiten, die nicht dem Ideal entsprechen, werden untergeordnet (ebd.: 132). Ein weiterer Faktor in der Relation zwischen verschiedenen Männlichkeiten ist die Komplizenschaft: Dabei handelt es sich um „Männlichkeiten, die zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen.“ (ebd.: 133). Mit der patriarchalen Dividende ist gemeint, dass diese Männer einen gesellschaftlichen Vorteil aus ihrem Dasein als Mann erhalten, selbst wenn sie marginalisiert werden.

4.4 Intersektionalität

Der Begriff Intersektionalität leitet sich von der Vorstellung der „Überschneidung“ oder „Kreuzung“ ab. Damit ist gemeint, dass Unterdrückungsmechanismen sich überkreuzen und somit eigene Dimensionen der Unterdrückung schaffen können. Diese Idee wurde zunächst vor allem von Vertreterinnen des *black feminism* hervorgebracht, die ihre Position sowohl im Bereich antirassistischer als auch feministischer Bewegungen erst sichtbar machen mussten. Kimberlé Crenshaw nannte den Begriff der Intersektionalität als erste in Bezug auf Rechtsfälle, bei denen unter anderem Schwarze Frauen als diskriminierte Gruppe nicht wahrgenommen wurden. An diesem Beispiel ist zu erkennen, dass Intersektionalität nicht die Addition von Unterdrückungsmechanismen bedeutet, was hieße, dass sowohl antirassistische als auch antisexistische Maßnahmen im Fall von Diskriminierung Schwarzer Frauen greifen müssten. Vielmehr wurde in der Praxis wahrgenommen, dass es sich bei einer solchen Intersektion um eine Form der Unterdrückung handelt, die aus der Norm „anerkannter“ Unterdrückungsmechanismen herausfällt und unsichtbar gemacht wird (Carbado, Crenshaw et. al. 2013: 304). Nun sind im Laufe der Zeit aufgrund politischer Bewegungen und wissenschaftlicher Erkenntnisse unterschiedliche Formen der Unterdrückung herausgearbeitet worden, die in der Gesellschaft bestehen. Zum wohl bekanntesten „Dreieck der Unterdrückung“ zählen die Schlagworte „race-class-gender“. Um einen gesellschaftlichen Sachverhalt sorgfältig analysieren zu können, braucht es die Identifizierung der einzelnen Mechanismen, die anhand der Frage untersucht werden müssen, welche Funktionsweise sie in der Gesellschaft konkret erfüllen (vgl. Stögner 2014: 14ff). In weiterer Folge muss betrachtet werden, wie diese Unterdrückungsmechanismen ineinandergreifen, einander stützen und neue Dimensionen der Unterdrückung schaffen können.

Auch wenn oftmals postuliert wird, dass die Kategorien Klasse, „Rasse“ und Geschlecht vermutlich zu den wichtigsten Faktoren zählen, die die soziale Positionierung in der Gesellschaft beeinflussen, sind dies doch nicht die einzigen. Wie Cornelia Klinger festhält, sind Fragen des Bewusstseins eines Individuums nicht auf diese Kategorien beschränkt. Es gibt eine Vielzahl an Faktoren, die das jeweilige Erleben bestimmen, wie etwa sexuelle Orientierung, Alter, Krankheit, Religion, Herkunft, etc. Die meisten dieser Faktoren werden als nicht oder schwer veränderlich wahrgenommen. Dadurch werden sie oftmals als Grundlage für Diskriminierungen herangezogen (Klinger 2008: 39). Es gibt eine Vielzahl an Faktoren, die betreffende/betroffene Person in ihrem Leben beeinträchtigen können. Sie sind nicht vollkommen unabhängig von den gesellschaftlichen Gegebenheiten, sondern sind durch sie

geprägt. Diese Faktoren zu beschränken ist unmöglich, denn sie entstehen mit jedem Individuum neu. Gleichzeitig macht es das auch unmöglich alle zu benennen; die Liste der möglichen Betroffenheiten ist unabschließbar (ebd.: 40f). Oftmals wurde versucht, ein Merkmal herauszunehmen und für sich zu analysieren, so vor allem auch im Zuge der Theoriebildung über Geschlechterbeziehungen. Yuval-Davis hält demgegenüber fest, dass die Analyse von Geschlechterbeziehungen allein nicht hinreichend ist, um gesellschaftliche Phänomene zu erklären. Dies ergibt sich allein aus der Tatsache heraus, dass Identität nicht allein durch Geschlecht definiert wird. Es gibt noch weitere Identitätsmerkmale, die in die Analyse miteinbezogen werden müssen, woran erkennbar ist, dass „Geschlecht“ allein als Kategorie nicht ausreicht, denn:

„Anderssein [ist] nur selten dichotomisch noch allein auf die Geschlechterunterschiede beschränkt. Die Kategorie ‚Frau‘ kann nur dann als vereinheitlichende Kategorie aufgefasst werden, wenn all diese anderen Unterschiede ignoriert werden [...]“ (Yuval-Davis 2001: 25)

Geschlecht ist ein Grund für Unterdrückung und formt die Art der Unterdrückung mit, aber es kann nicht allein zur Ursache der Unterdrückung definiert werden. Es ist notwendig zu erkennen, dass nicht die Kategorie oder die Kategorisierung an sich das Problem sind. Problematisch sind die dahinterliegenden Herrschaftsstrukturen, die den Unterschied zu der Relevanz erheben, die er hat. Dabei wurde immer wieder diskutiert, welche Kategorien in die Analyse mit aufgenommen werden und wie viele es insgesamt sein sollten. Um diese Frage zu beantworten, sind verschiedene Theorien aufgestellt worden (Lenz 2010: 160). Beispielhaft wird im Folgenden die Argumentation von Cornelia Klinger angeführt.

4.4.1 Strukturkategorien und Herrschaftsverhältnisse

Cornelia Klinger attestiert dem Begriff der Intersektionalität, dass er in den Diskussionen der letzten Jahrzehnte vor allem auf der subjektiven Ebene begegnet wurde und fragt daher, ob der Begriff auch auf der Ebene gesellschaftlicher Ungleichheit verwendet werden kann. Patricia Hill Collins schlägt eine Differenzierung vor, bei der die Metapher der Intersektionalität bezeichnet, wie das Individuum eine soziale Position in einem System mit verschränkten Unterdrückungsstrukturen einnimmt. Intersektionalität wird damit analytisch vom System der Unterdrückungsstrukturen getrennt, beide gemeinsam formen Unterdrückung (vgl. Hill Collins 1995 nach Klinger 2008: 39).

Cornelia Klinger sieht auf der individuellen subjektiven Ebene eine unendliche Anzahl von Kategorien. Sie betont allerdings, dass diese Unabschließbarkeit nicht für die Makroebene gelte

und auch nicht sinnvoll sei (Klinger 2008: 41). Um Gesellschaft analysieren zu können, muss es möglich sein, alle gesellschaftsstrukturierenden Prinzipien zu benennen. Wenn also von den drei strukturierenden Prinzipien „race, class, gender“ gesprochen wird, muss geklärt sein, warum gerade diese drei und nicht mehr oder weniger Prinzipien gelten. Klinger versucht sich an einer Klärung der Frage, welche Kategorien als Strukturkategorien benannt werden können. Es seien jene, die sich auf die zwei grundsätzlichen Aufgaben der Gesellschaft beziehen, und zwar handelt es sich dabei einerseits um die Herstellung und Verteilung der Mittel zum Leben, andererseits um die Erzeugung und Erhaltung des Lebens selbst. Indem diese Aufgaben Gruppen in der Gesellschaft unterschiedlich betreffen, ausbeuten oder privilegieren, können die Strukturkategorien der herrschaftlichen Organisation dienen. Als Strukturkategorien nennt Klinger Arbeit, Körper und Fremdheit. Die Organisation der Arbeit dient der Herstellung der Lebens-Mittel, wozu auch die Verteilung des Besitzes über die Produktionsmittel angehört. Bei der Organisation der Körper geht es darum, wie das Kollektiv oder Individuum im Lebensprozess positioniert ist. Körper spielen jedoch auch in der Kategorie Arbeit eine Rolle, da diese in der herrschaftlich organisierten Form von Arbeit vernutzt oder geschont werden. Auch bei der Hervorbringung des Lebens spielt nicht allein der Körper eine Rolle, die Hervorbringung selbst dient auch der Arbeit und der Herstellung von Dingen (ebd.: 42f). Klinger plädiert dafür, in Bezug auf diese Strukturkategorien Herrschaftsverhältnisse zu benennen: Patriarchat, Nationalismus und Kapitalismus. Diese seien die drei Herrschaftsverhältnisse, die moderne westliche Gesellschaft strukturieren, obwohl sie keine Erfindung oder Alleinstellungsmerkmal dieser sind. Sie sind auch in anderen Gesellschaften und zu anderen Zeiten zu finden, erfahren jedoch in der besonderen Struktur und Entwicklung der westlichen Gesellschaft eine neue Bedeutung:

„Vielmehr erfahren sie im Übergang von der stratifikatorischen zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft und der damit einhergehenden Entfaltung von Handlungsmöglichkeiten und Machtpotentialen sowie infolge der Ausdehnung des Aktionsradius auf den gesamten Globus eine enorme Erweiterung, die zugleich einen tiefgreifenden Gestalt- und Funktionswandel mit sich bringt.“ (Klinger 2008: 44)

Klinger versucht, die Entwicklungen nachzuzeichnen und setzt bei der Industrialisierung an, im Zuge derer sie eine Trennung der Ordnung der Dinge von der Ordnung des Lebens in Arbeits- und Lebenswelt identifiziert. Das Patriarchat wird dadurch privatisiert, das Private sakralisiert, scheinbar von den materiellen Zwängen befreit und zum Ort zwischenmenschlicher Beziehungen. Diese Tendenzen ergeben die Verinnerlichung und Individualisierung des modernen Subjektes (ebd.: 45). Obwohl die beiden Sphären scharf voneinander getrennt werden und offenbar ganz eigene, widersprüchliche Logiken entwickeln, sind sie doch

komplementär, indem die Lebenswelt die Mängel der Arbeitswelt kompensiert. Es bildet sich ein, wie Klinger beschreibt, verkehrtes hierarchisches Verhältnis heraus: Die Dinge werden über das Leben, die Sachlichkeit über die Menschlichkeit gestellt. Der Humanisierungsfortschritt der Moderne wird dadurch zur Illusion (ebd.: 46). Auch das Patriarchat erlebt einen Wandel, in dem die Widersprüche von Liebe und Gewalt, von Menschlichkeit und Herrschaft unaufgelöst bleiben. Der private Bereich wird zwar romantisiert, bleibt dennoch ein Ort, in dem das weibliche Geschlechtskollektiv eine Leistung zu erbringen hat, die ihm zu Lasten fällt. Die Industrialisierung formt nicht nur die Ordnung der Dinge und des Lebens neu, sondern nimmt in politischer Gestalt die Form der Nationalstaaten an, wodurch die Scheidelinie wir/sie neue Konturen erhält. Das Ende des *ancien régime* bedeutet das Ende einer profanen, auf göttlicher Ordnung basierenden Herrschaft und stattdessen die Entwicklung neuer Strukturen und Techniken von *governance*. Der Bruch erfordert jedoch eine neue Organisation der symbolischen Ordnung. War die Stabilität der Ordnung zuvor über die Dimension der Zeit und der Verwandtschaft der Regierenden organisiert, so erfolgt sie im modernen Staat durch die Bindung an den Raum. Es braucht eine Antwort auf die Frage nach der Identität eines Volkes und die Antwort findet sich im Konzept der „Ethnizität“ (ebd.: 47f): Ethnizität ist das Folgeprodukt der Kategorie Fremdheit in der transformierten Herrschaft, die sich als Rechts- und Wohlfahrtsstaatlichkeit in einem begrenzten Territorium versteht. Cornelia Klinger beschreibt die Strukturkategorien daher abschließend folgendermaßen:

„Die Unterscheidung zwischen den drei Strukturkategorien korrespondiert der Ausdifferenzierung von Ökonomie, Subjekt- bzw. Privatsphäre und Politik bzw. Staat als Teilsystemen der modernen Gesellschaft. Auf diese Strukturkategorien beziehen sich die drei personalen Kategorien Klasse, Geschlecht und Ethnizität/Rasse in ihren jeweils binären Unterscheidungen nach den Hinsichten von Kapital/Arbeit, Mann/Frau, wir/sie, genauer gesagt: Sie müssen auf diese bezogen werden, wenn sie nicht ohne eine solche Rückbindung an die Strukturdimension gleichsam 'in der Luft hängen' und auf der Mikroebene als beliebige Faktoren unter anderen in Erscheinung treten sollen.“ (ebd.: 54)

Klinger sieht zudem das Problem, dass die Konzepte Kapitalismus, Patriarchat und Nationalismus oft nur im Hinblick auf ihr jeweiliges Oppositionsverhältnis analysiert werden, was verständlicherweise als unzureichend erscheint. Die Diskussion um Intersektionalität biete die Gelegenheit, in der Analyse auch das Verhältnis zwischen den Kategorien zu diskutieren, doch gerade jetzt würden die bipolaren Relationen aus dem Blick geraten. Der Trend gehe dahin, in erster Linie die benachteiligte Position zu thematisieren. Die Unterdrückten rücken ins Zentrum der Aufmerksamkeit, werden jedoch keiner privilegierten Gruppe

gegenübergestellt, sondern einer „Norm“. Sie geraten in die Schieflage, nicht eine Position in einem Herrschaftsverhältnis einzunehmen, sondern die problembehafteten Ausgeschlossenen, Unterdrückten, Marginalisierten in einem grundsätzlich funktionierenden System zu sein (ebd.: 56ff). Klinger schließt daher:

„Ohne Bezug zu den Herrschaftsverhältnissen und ihren Strukturkategorien, in deren Zusammenhang sie stehen, können die individuellen Erfahrungen lediglich als subjektive Befindlichkeiten und partikuläre *handycaps* erfasst werden - der gute Wille, das moralische Pathos, von dem die Debatte getragen wird, vermag daran nichts zu ändern.“ (ebd.: 59)

4.4.2 *Intersektionen von Sexismus und Rassismus*

Cornelia Klinger folgend handelt es sich bei Sexismus und Rassismus um Unterdrückungsmechanismen, die sich heute in gesellschaftlichen Strukturen finden lassen. Debatten rund um die Intersektionen dieser Unterdrückungsformen haben in der Vergangenheit und insbesondere in feministischen Kreisen zu Kontroversen geführt. War es eines der ersten Fälle, wo Intersektionalität überhaupt – durch den Einsatz von Vertreterinnen des *black feminism* – aufs Tapet gebracht wurde, so ist das Verhältnis und die Wertigkeit von Rassismus und Sexismus bis heute Gegenstand der Diskussion in feministischen Strömungen. Rommelspacher erkennt im Wesentlichen zwei Strömungen im feministischen Diskurs über Sexismus und Rassismus: Einerseits das Primat des Patriarchats, in dem die Tatsache, dass das Patriarchat ein allumfassendes Machtsystem darstellt, hergenommen wird, um Frauen die alleinige Opferrolle zuzuspielen. Ihre Mitverantwortung bei der Aufrechterhaltung rassistischer Zustände oder Zustimmung zu Systemen wie dem Nationalsozialismus wird dabei negiert oder unsichtbar gemacht (Rommelspacher 1995: 102f). Als zweite Strömung beschreibt Rommelspacher die Gleichsetzung von Rassismus und Sexismus. Die These besagt, dass Rassismus und Sexismus den gleichen Logiken folgen, in denen die Gruppen als „Frauen“ oder „Wilde“ als das Andere konstruiert werden. Eine Ähnlichkeit sei etwa die Unterstellung einer Naturnähe sowohl bei Frauen als auch bei rassistisch diskriminierten Menschen. Ähnlichkeiten aufzuzeigen bedeutet allerdings auch, Unterschiede zu erkennen. Das ist vor allem daher notwendig, da ein Gleichsetzen von Sexismus und Rassismus die Verschränkung beider Unterdrückungsmechanismen ignoriert: Unterschiede zwischen Schwarzen³ und weißen Frauen etwa, oder in welcher Machtbeziehung weiße Frauen zu Schwarzen Männern stehen,

³ Nach Rommelspacher wird „Schwarz“ großgeschrieben, „wenn es in einem politischen Sinn gemeint ist, sich also auf Menschen bezieht, die aufgrund des Kolonialismus zu Schwarzen gemacht, das heißt rassistisch diskriminiert werden.“ Es handelt sich dabei also nicht um die Beschreibung der Hautfarbe. (Rommelspacher 1995: 7). In dieser Arbeit wird dementsprechend der Begriff des „Schwarz“-Seins zusammenfassend für Personen, die von rassistischer Diskriminierung betroffen sind, verwendet. Dem gegenüber wird der Begriff des „Weiß“-Seins verwendet, wenn es sich um Personen handelt, die nicht als das rassistisch markierte „Andere“ identifiziert werden.

kann durch die These der gleichen Logik nicht erklärt werden (ebd.: 106ff). Auch Claudia Bruns merkt als Kritik an dieser Analogiebildung an, dass dadurch Erfahrungen Schwarzer Frauen ausgeblendet würden. So erklärten etwa Vertreterinnen des *black feminism*, dass die fehlende Differenzierung zur Unsichtbarmachung Schwarzer Frauen führe, da implizit bei „Schwarzen“ von Männern und bei „Frauen“ von Weißen Frauen ausgegangen wird (Bruns 2013: 228). Eine weitere beliebte Analyse abseits der primär feministischen Diskussion ist die der Verschleierung von Ausbeutungsverhältnissen durch Rassismus. Die Analyse besagt, dass Rassismus allein den Zweck habe, Gruppen gegeneinander auszuspielen, die ansonsten gemeinsam gegen das „eigentliche“ Ausbeutungsverhältnis – das ökonomische – vorgehen könnten. Birgit Rommelspacher kritisiert diese Position und stellt klar, dass durch solche Analysen die Dominanz über die rassistisch diskriminierte Gruppe in den Hintergrund gedrängt wird:

„Die Relevanz der ökonomischen Ausbeutung überlagert hier alle anderen Machtbeziehungen. Diese haben nur die Funktion, das ‚eigentliche‘ Ausbeutungsverhältnis zu stabilisieren, indem davon abgelenkt wird.“ (Rommelspacher 1995: 53)

Abseits der theoretischen Diskussion über den Stellenwert verschiedener Unterdrückungsmechanismen wird allerdings auch versucht, Ähnlichkeiten und Unterschiede gemeinsam zu untersuchen und so eine allgemeine Theorie der Intersektionen zu erhalten. Étienne Balibar versucht beispielsweise die Ähnlichkeiten von Rassismus, Nationalismus und Sexismus folgendermaßen zu erklären:

„Rassismus, Nationalismus oder Sexismus scheinen gemeinsam zu haben, daß sie die Universalität der menschlichen Gattung in transhistorische, sich gegenseitig ausschließende Gruppen aufteilen, zwischen denen essentielle Differenzierungen tatsächlich existieren oder die sich zumindest so verhalten oder selbst so wahrnehmen würden, als trennten sie essentielle Differenzen. Die Differenzen werden zudem meist stillschweigend als Hierarchien konzipiert und etabliert.“ (Balibar 1998: 175)

Es handelt sich also sowohl bei „Rasse“ als auch bei „Geschlecht“ um Kategorien mit zwei Dimensionen: Einerseits um die Zuschreibung von außen, andererseits um die Selbstzuschreibung bzw. Annahme der Fremdzuschreibung in der eigenen Identität. Wie Karin Stögner schreibt, ist Identität ein Resultat der Überbrückung des Konflikts zwischen Individuum und Gesellschaft und als solches immer eine Anpassungsleistung. Identität ist immer widersprüchlich und wird dialektisch hergestellt. Sie dient der Schaffung von Kontinuität. In der verordneten Identität ist der Durchschnitt, die Mitte, das Maß aller Dinge. Im Spätkapitalismus geht es um den Aufstieg in einer hierarchisierten Gesellschaft, orientiert

wird sich aber nicht nach oben, sondern nach unten: Die Angst vor dem Abstieg und der Wunsch der Sicherheit der Mitte (Stögner 2014: 106f). Das Bedürfnis nach Einigkeit entspringt der Furcht vor dem Unbekannten und dem Wunsch, dieses zu Bannen. In der völkischen Ideologie wird diese Furcht hergenommen, um sie auf ein absolutes „Anderes“ zu projizieren und damit die Einheit des Eigenen zu festigen. Die Identität wird gefestigt durch das Andere, von dem es sich abgrenzt. Es ist also immanenter Teil der Identität (ebd: 101f). In der Zeit der Säkularisierung, in der der Glaube an die Naturwissenschaften die Religion ablöst und Natur unhinterfragbar scheint, werden Kategorien wie „Geschlecht“ oder „Rasse“ gleichermaßen zu Mitteln, um Menschen aus der Vorstellung der Menschheit auszuschließen (ebd.: 104).

„Paradoxerweise sind der Rassismus und der Sexismus für sich genommen Partikularismen, da sie die menschliche Gattung spalten und diese Spaltungen wiederum Hierarchien naturalisieren. Miteinander verbunden aber und sich gegenseitig beeinflussend, erarbeiten der Rassismus und der Sexismus Typen einer idealen Menschheit, die definitionsgemäß universell sind [...]“ (Balibar 1998: 185)

Den Zusammenhang sieht Balibar also einerseits darin, dass die Unterdrückungsmechanismen ähnlich aufgebaut sind, ähnliche Folgen haben und letztlich ineinandergreifen. So ein Ineinandergreifen kann dazu führen dass es auch geschlechtsspezifische „Rassen“-Konstruktionen gibt. Männer und Frauen sind unterschiedlich von Rassismus betroffen, weil es unterschiedliche Stereotype gibt. Nora Räthzel nennt hier als Beispiel, dass Verbindungen zwischen Frauen der herrschenden und Männern der unterdrückten Gruppe weniger toleriert werden als umgekehrt. Sie analysiert, dass das mit dem generellen Verständnis von Männlichkeit als der dominanten Rolle, die Einfluss nehmen kann, zusammenhängt. Das führt dazu, dass Vorstellungen entstehen, die besagen, dass so eine Verbindung zur „Verunreinigung“ der herrschenden Gruppe führen kann (Räthzel 2010: 280f). Andere Theorien konzentrieren sich stärker auf die Unterschiede zwischen den Unterdrückungsmechanismen, um falsche Analogien zu vermeiden. So spricht etwa Claudia Bruns in Anschluss an Ina Kerner an, dass Reproduktion und Generativität und die Rolle von öffentlich und privat für den Sexismus eine ganz andere Rolle spielen als für den Rassismus. Gleichzeitig ist die Konstruktion des Fremden wesentlich für den Rassismus, nicht aber für den Sexismus: Während es beim Rassismus vordergründig um Ausschluss *aus* einer Gesellschaft geht, geht es beim Sexismus um Unterdrückung *in* einer Gesellschaft (vgl. Kerner 2009 nach Bruns 2013: 227).

5. Untersuchung

5.1. Methode: Struktural-hermeneutische Text-Bild-Analyse nach S. Müller-Doohm

Um meine beiden Forschungsfragen „Wie wird am „Falter“-Cover 1-2/2016 Männlichkeit bzw. Weiblichkeit in Zusammenhang mit „Fremdheit“ bzw. „Zugehörigkeit“ medial dargestellt?“ sowie „Welche Bedeutungen werden über das „Ereignis Köln“ durch das Untersuchungsmaterial vermittelt?“ anhand des „Falter“-Cover 1-2/2016 (siehe Anhang, S. 91) zu untersuchen, habe ich als Methode die qualitative Bilduntersuchung gewählt. Dabei gehe ich nach Stefan Müller-Doohms struktural-hermeneutischer Bild- und Textanalyse vor, die es neben der Analyse des Bildes auch erlaubt, Textelemente miteinzubeziehen. Dies ist in Bezug auf die vorliegende Arbeit relevant, weil das analysierte Bild mit einem kurzen Text unterlegt ist, der zwar im Zusammenspiel mit dem Bild in den Hintergrund tritt, allerdings maßgeblich an der Bedeutungskonstruktion des Bildes beteiligt ist. Nicht in die Analyse miteinbezogen wurde der Artikel in der Ausgabe des „Falters“, auf den das Coverbild verweist.

5.1.1 Theoretische Vorbemerkungen

Bilder sind allgegenwärtig und nehmen immer mehr Raum im alltäglichen Leben ein. Vor allem über die Massenmedien sind wir mit immer mehr Bildern konfrontiert. Daraus ergibt sich eine hohe Relevanz, sie sozialwissenschaftlich zu erforschen. Wir leben in einer visuellen Kultur, die auf dem Sehen als vorherrschendem Sinn begründet ist, wie Müller-Doohm beschreibt. Er hält allerdings fest, dass es schwierig sei, die sinnliche Qualität von Bildern und die daraus resultierende Macht zu erklären (Müller-Doohm 1997: 81). Die Kulturosoziologie müsse nach Müller-Doohm dazu in der Lage sein, auch in der Analyse von Bildern „die Ausdrucks-, Darstellungs- und Bedeutungsformen der kulturell-symbolischen Ordnung einer intersubjektiv anerkannten Deutung zugänglich zu machen“ (Müller-Doohm 1993: 442). Eine kulturosoziologische Bildanalyse ist daher Inhaltsforschung, bei der es um die „Rekonstruktion der sozialen Mitteilungsgehalte, der manifesten und latenten Deutungs- und Orientierungsmuster visueller Präsentation“ geht (ebd.: 443). Es müsse darüber hinaus eine eigene Bildhermeneutik entwickelt werden, da es nicht ausreiche, die Texthermeneutik auf Bilder anzuwenden. Bilder und Texte sind nach Müller-Doohm unterschiedliche symbolische Formen, die sich darin ähneln, dass sie beide spezifische Bedeutungs- und Sinnobjektivationen sind. Ausgehend von diesen Überlegungen beschreibt Müller-Doohm vier Ansätze, die seiner Ansicht nach wesentliche Anhaltspunkte für eine kulturosoziologische Bildhermeneutik enthalten. Die Ikonologie Erwin Panofskys, die Ikonik Max Imdahls, die strukturelle Hermeneutik nach Ulrich Oevermann und die Semiologie nach Roland Barthes. Daraus folgert

er weiter, dass es notwendig sei, mit einer Methodenkombination zu arbeiten, um Erfahrungen in der Bildanalyse zu sammeln und eine Methodik der kultursoziologischen Bildinhaltsforschung zu entwickeln (ebd.: 444ff). Stefan Müller-Doohm geht daher in seiner Auseinandersetzung mit Bilduntersuchungen der Frage auf den Grund, wie Bilder kultursoziologisch untersucht werden können. Im Zentrum stehen dabei die ikonischen Aussagen des Bildes, und die Frage, wie diese durch Gestaltungsprozesse entstehen und verändert werden können. Doch wenn man sich damit befasst, wie ein Bild gestaltet ist, muss zunächst die fundamentale Frage geklärt werden: Was ist ein Bild? (Müller-Doohm 1997: 82). Müller-Doohm versucht sich hierbei an einer konkret kultursoziologischen Perspektive. Da ihm zufolge die Bedeutung symbolischer Formen in der Gesellschaft immer weiter ansteigt, sei es umso notwendiger, sich darüber Gedanken zu machen, wie die Kulturosoziologie Bilder *sinnverstehend* analysieren kann. Das soziologische Bildverstehen müsse seiner Meinung nach die „sozialen Bedeutungs- und Sinngehalte in ihrer visuellen Symbolik [...] dechiffrieren.“ (ebd.: 84). Diese Überlegungen fließen in die Definition des Bildes mit ein.

J.W. Mitchell, dessen Arbeit als Grundlage der Cultural Studies gilt, nennt allein fünf unterschiedliche Bildformen, die jeweils von unterschiedlichen Disziplinen bearbeitet werden. So würden optische Bilder durch die Physik, grafische Bilder durch die Kunstgeschichte, geistige Bilder durch die Psychologie und sprachliche Bilder von der Literaturwissenschaft untersucht, während die fünfte Kategorie, die perzeptuellen Bilder in einem Grenzgebiet all dieser Wissenschaften angesiedelt sind (Mitchell 1990: 19f). Ein explizit soziologisches Erkenntnisinteresse klingt in dieser Aufzählung von unterschiedlichen Bildtypen noch nicht an. Nach Müller-Doohm sei es nun die Aufgabe der Soziologie, sich mit dem „kulturelle[n] Phänomen der Wirklichkeitspräsentation durch diese Vielfalt von Bildmedien“ zu befassen (Müller-Doohm 1997: 86). Bilder seien symbolisch materialisierte Visualisierungen, in denen sich semantische Gehalte und sinnhafte Deutungsangebote manifestieren, die Bestandteil der interpretativen Ordnung einer Gesellschaft sind (ebd.: 86). Was wir sehen und wie wir es deuten, gibt uns Informationen darüber, wie unsere Welt geordnet ist. Bilder sind Materialisierungen gesellschaftlicher Bedeutung und daher relevante Objekte soziologischer Forschung.

Müller-Doohm hält es in der Forschung für notwendig, Unterscheidungen hinsichtlich der Bildbotschaft, der Bildrezeption und der Bildproduktion zu treffen. Daraus ergeben sich unterschiedliche Forschungsgebiete: Die Bildinhaltsforschung, die Bildrezeptionsforschung und die Analyse der BildproduzentInnen bzw. Produktionsbedingungen. Diese verschiedenen

Forschungsgebiete müssen dennoch aufeinander bezogen werden, da sie einander beeinflussen und verändern (ebd.: 90). Bei der soziologischen Bildhermeneutik dürfe es nicht allein darum gehen, dass der Bedeutungs- und Sinngehalt eines Bildes entschlüsselt wird, sondern dass auch Inszenierungspraktiken erkenntlich gemacht werden, da sich auch diese in Symbolisierungen verstecken. Daraus ergeben sich besondere Anforderungen an eine Methodologie der Bildanalyse (ebd.: 92).

Da die Kulturosoziologie die Aufgabe hat, die Bedeutungs- und Sinngehalte von Bildern zu erfassen, muss zunächst geklärt werden, was unter Bedeutung und Sinn verstanden wird. Müller-Doohm bezieht sich in seiner Methodenentwicklung auf die drei Dimensionen kultureller Objektivationen nach Karl Bühler, wonach die Bedeutung eines Bildes einerseits das ist, was vom Bildproduzenten *gemeint* war, sich zweitens aus dem speist, was an kommunikativen Mitteln dem Medium zur Verfügung steht und Anwendung findet, sowie drittens sich auf die kulturelle Sichtweise bezieht, die das Bekannte und das davon Abweichende bestimmt (ebd.: 92f). Neben der Bedeutung geht es zudem um die Erläuterung der Sinnstruktur eines Bildes, wobei davon ausgegangen wird, dass sich unter den manifesten Aussagen zusätzlich eine Ebene latenter Strukturprinzipien befindet. Diese Strukturprinzipien sind der semantische und symbolische Rahmen, der den Bedeutungszuschreibungen vorausgesetzt ist. Die Subjekte können nur aus dem Grund Bedeutungen zuschreiben, weil sie sich selbst innerhalb dieses Rahmens in Bezug zu dem Bild setzen. Müller-Doohm bezeichnet dies auch als „kulturelle Metasprache“ (ebd.: 93). Es handelt sich hierbei um die symbolische Ordnung der Gesellschaft.

In der Entwicklung seiner Methodologie geht Müller-Doohm davon aus, dass eine hermeneutische und strukturelle Interpretation in der Bedeutungs- und Sinnanalyse miteinander verknüpft werden können. Die strukturelle Analyse hat die Aufgabe, die Elemente der Text-Bild-Botschaft zu rekonstruieren und somit ihre syntaktische Struktur zu erfassen. Bei der hermeneutischen Interpretation geht es darum, symbolische Sinngehalte in den struktural organisierten Bild-Text-Elementen zu erschließen. Müller-Doohm geht weiters davon aus, dass es keine Privilegierung von Text oder Bild gibt (ebd.: 95). Er beschreibt, dass sowohl Bild als auch Text Träger von sozialen Bedeutungs- und Sinngehalten seien, die sich in ihrer jeweils spezifischen Repräsentationsform manifestieren. Zudem treten beide oft gemeinsam auf, etwa wenn es sich um ein Bild mit Bildunterschrift handelt, die zusätzlich Informationen oder Erklärungen zum Bild liefern. Nach Müller-Doohm heißt dies, dass es dafür auch eine Kombination aus Text- und Bildanalyse brauche (ebd.: 84).

5.1.2 Entwicklung der methodologischen Vorgehensweise

Die struktural-hermeneutische Text-Bild-Analyse bezieht sich, wie bereits erwähnt, vor allem auf die methodologischen Erkenntnisse von Panofsky, Imdahl und Barthes. Panofskys Methode der Ikonologie schlägt einen Dreischritt vor: Der erste ist die vorikonographische Beschreibung, bei der das faktisch Dargestellte im Bild beschrieben wird. Im zweiten Schritt folgt die ikonographische Analyse, die die thematischen Bezüge der Bildmotive aufzeigt. Der dritte Schritt beinhaltet die Ikonologie, bei der die Bedeutungsgehalte aufgedeckt werden, dh. „welche geschichtlich-gesellschaftlichen Grundeinstellungen sich in den Bilddarstellungen verdichten“ (Müller-Doohm 1997: 95).

Max Imdahl erweitert Panofskys Interpretationsweise durch die Ikonik, durch die es möglich ist, die innere Strukturierung eines Bildes in die Analyse miteinzuschließen: Dadurch wird im ersten Schritt die Perspektive, im zweiten die szenische Choreographie und im letzten Schritt die Ganzheitsstruktur der Bildkomposition analysiert. Bei der Perspektive kann die Raumgestaltung erfasst werden, wobei Fluchtpunkt und Fluchtachse lokalisiert werden. Die szenische Choreographie zeigt auf, in welche Beziehung die dargestellten Personen zueinander gesetzt werden. Die planimetrische Komposition des Bildganzen schließlich legt den Grundstein für den Bildsinn (ebd.: 96). Diese Überlegungen von Panofsky und Imdahl fließen in die Methode der struktural-hermeneutischen Bildanalyse mit ein. Müller-Dohm bezieht sich weiters auf die Semiotik von Roland Barthes, für dessen Methodologie die Differenz zwischen den buchstäblichen (denotativen) und den symbolischen (konnotativen) Aussagen eines Bildes zentral ist. Dafür ist es zunächst notwendig die denotativen Aussagen zu erhalten. Barthes schlägt dafür vor, im Moment der Wahrnehmung zu „verbalisieren“, also alles Wahrgenommene sprachlich auszudrücken. So können die unmittelbaren Aussagen am ehesten dechiffriert werden. Im nächsten Schritt müssen die konnotativen Aussagen erläutert werden. Dafür werden im Rückgriff auf kulturelles Wissen die kodierten Bildbotschaften entschlüsselt. Im letzten Schritt muss die Differenz zwischen denotativen und konnotativen Aussagen schließlich dechiffriert werden (ebd.: 97).

Müller-Doohms Vorschlag einer Analysemethode ist nun, ähnlich wie bei Panofsky, Imdahl und Barthes dreiphasig. Für die Text-Bild-Analyse schlägt er also folgende drei Schritte vor (ebd.: 98): Die erste Phase ist die Deskription. Wie Roland Barthes schlägt er hier die verbale Paraphrasierung der Text- und Bildbotschaften vor. Der zweite Schritt ist die Rekonstruktion, bei der der symbolische Gehalt der Text- und Bild-Botschaft getrennt voneinander analysiert wird. Müller-Doohm sieht diesen Schritt als eigentliche Bedeutungsanalyse an. Der dritte

Schritt ist schließlich die theoriegeleitete kultursoziologische Interpretation, die im Rahmen der Interpretationsparameter geschieht, die dem jeweiligen Forschungsinteresse entsprechen (ebd.: 98f). Das Besondere dieser Vorgehensweise ist, dass die Grenzen zwischen hermeneutischen und strukturalen Interpretationsweisen überwunden werden können. Es geht nicht allein darum, die Beschaffenheit eines Objektes, Umstandes oder Bildes zu klären, sondern auch seine Funktion in einer bestimmten Ordnung. Bedeutungen gehen nicht allein aus der Frage nach dem „Was?“ hervor, sondern auch nach dem „Wie?“. Botschaftselemente werden zunächst isoliert und im Einzelnen analysiert, um in Anschluss wieder zueinander in Beziehung gesetzt zu werden. Dadurch wird eine in sich kohärente symbolische Ausdrucksform der Gesamt-Bild-Text-Botschaft herausgearbeitet (ebd.: 99f). Dieser struktural-hermeneutische Ansatz wird dadurch begründet, dass Bilder und Texte einen Subtext zur manifesten Bedeutungssprache besitzen, der Ausdruck gesellschaftlicher Diskurspraktiken ist. Diese Diskurspraktiken finden sich in kodierter Form in Bildern und Texten ein. Daraus geht der Grundsatz der Methode hervor, dass der konnotative „Haushalt“ mit seiner symbolischen Bedeutung, der sich in der Tiefe des Materials befindet, in der Analyse vorrangig behandelt wird (ebd.: 100). Da die hermeneutische Bildanalyse sowohl Bild als auch damit verbundenen Text einbezieht, geht Müller-Doohm in seinen methodologischen Überlegungen auf den Unterschied zwischen Text- und Bildbotschaft ein.

Die Bildbotschaft beschreibt er als zweigliedrig, indem er zwischen nicht-kodierter und kodierter, symbolischer Botschaft eines Bildes unterscheidet. Die nicht-kodierte Botschaft ist hier das, was im Sinne des Alltagsbewusstseins die Bedeutung des Textes ist. Die symbolische Botschaft ist der konnotative Gehalt, den jedes Bild besitzt. Es sind die verschiedenen Lesarten, die mit dem Bild verknüpft werden können. Diesen Lesarten entsprechend kann sich die Bedeutung des Bildes entfalten. Bei der Textbotschaft gibt es ebenso zwei Seiten (ebd.: 101). Bei Untersuchungsmaterial, das sowohl Bild- als auch Textelemente enthält, muss das Verhältnis der beiden in jedem Fall neu ausgehandelt werden, je nachdem wodurch die symbolische Botschaft maßgeblich gesteuert wird. In Fällen, in denen die Bildbotschaft die symbolische Botschaft steuert, gilt der Text als Kommentierung; ist die textliche Botschaft maßgeblich für die Steuerung der symbolischen Botschaft verantwortlich, so bietet der Text Interpretationsweisen des Bildes an. Bild und Text stehen also in einem Abhängigkeitsverhältnis, das ebenso analysiert werden muss (ebd.: 102).

Aus all diesen Überlegungen erarbeitet Müller-Doohm schließlich die konkrete methodische Vorgehensweise für die struktural-hermeneutische Text-Bild-Analyse. Im ersten Arbeitsschritt,

der Deskription, geht es vorrangig darum, möglichst alle Elemente von Text und Bild als mögliche Bedeutungsträger zu erfassen. Dazu werden zunächst alle Bildelemente, die vorhanden sind beschrieben. Anschließend werden die bildräumlichen Komponenten, wie etwa das Bildformat und die Perspektive erfasst. Drittens werden bildästhetische Elemente, wie das Verhältnis von Licht und Schatten, sowie Stilelemente beschrieben. Im vierten Schritt widmet sich die Untersuchungsgruppe dem Text, dessen Elemente hinsichtlich eines besonderen Vokabulars, stilistischer Mittel, aber auch beispielsweise der Schriftart erfasst werden. Danach wird das Verhältnis von Bild und Text beschrieben, bevor abschließend der „Bildtotalitätseindruck“ im Sinne eines gesamten Stimmungseindrucks erfasst wird. Daraus ergibt sich der ausführliche Leitfaden, den Müller-Doohm vorschlägt (ebd.: 103; siehe Anhang, S. 92). Im zweiten Schritt, der Rekonstruktion, werden die Bild und Textbotschaften zunächst analytisch getrennt. Text und Bild werden daher separat voneinander betrachtet. Jedes Element des Textes bzw. Bildes wird dabei einer genaueren Betrachtung unterzogen, wodurch es dazu kommen kann, dass deskriptive Details in diesem zweiten Schritt noch nachgetragen werden (ebd. 104). Es werden Lesarten erstellt, deren Haltbarkeit bei verschiedenen Strukturhypothesen geprüft wird. Es werden somit Bedeutungshypothesen aufgestellt, die möglichst dem Gesamten der Bild-Text-Botschaft entsprechen sollen. Diese Hypothesen werden dann geprüft und in eine interpretative Relation zu allen Bild- und Textelementen und ihren Botschaften gesetzt. Wenn der einzelne Bedeutungsgehalt eines Elementes anderen Bedeutungsgehalten entspricht, so bestätigt dies die Bedeutungshypothese. Mit dieser Vorgehensweise wird die Bedeutungshypothese nicht nur geprüft, sondern im Sinne dieser Prüfung auch ausformuliert. Alternative Bedeutungshypothesen sollen zugleich mitentwickelt werden, sodass nicht nur auf ein mögliches gewünschtes Resultat hingearbeitet wird (ebd.: 106). Die Elemente werden zudem einer Formanalyse unterzogen, bei der die Gestaltungsmittel, Perspektive und Ordnung in Bezug auf die symbolische Botschaft miteinbezogen werden. Es handelt sich bei der Rekonstruktion also um eine intensive Inhalts- und Formanalyse mit dem Ziel, eine einheitliche Struktur der Bedeutung von Bild und Text zu erhalten (ebd.: 104). Die Bedeutungsanalyse ist nach Müller-Doohm erst dann abgeschlossen, wenn drei Kriterien erfüllt sind:

1. Alle Bild- und Textelemente sind auf ihre Bedeutungskohärenz hin geprüft worden.
2. Alternative Bedeutungshypothesen, die nicht kohärent mit der Gesamtbedeutung sind, konnten verworfen werden.

3. Der Bedeutungsgehalt der Text-Bildbotschaften hat eine einheitliche Gestalt angenommen (ebd.: 106).

Damit ist die Grundlage für den letzten Schritt, die kultursoziologische Interpretation, geschaffen. Dabei wird mittels Theorie die symbolische Bedeutung der Text-Bildbotschaften als Ausdruck kultureller Sinnmuster geprüft (ebd.: 104).

5.2 Untersuchungsmaterial

Bei dem Untersuchungsmaterial handelt es sich um die Illustration auf der Titelseite der Ausgabe 1-2/16 der österreichischen Wochenzeitung „Falter“ (siehe Anhang, S. 91). Da die zu untersuchende Illustration nicht nach jenem mehrschrittigen Auswahlverfahren ausgewählt wurde, das Müller-Doohm vorschlägt (1997: 102), möchte ich im Folgenden darauf eingehen, warum dieses Bild zur Analyse ausgewählt wurde und woraus sich seine spezifische Relevanz für das vorliegende Forschungsinteresse ergibt. Dazu möchte ich zunächst auf jene Vorfälle eingehen, auf die das Bild Bezugnimmt und anschließend jene Debatten umreißen, die sich darum entsponnen haben. In der Silvesternacht 2015/2016 kam es in Köln vor dem Hauptbahnhof zu massiven Übergriffen gegen Frauen. Es wird davon ausgegangen, dass ein Großteil dieser Übergriffe von Flüchtlingen verübt wurde. Der „Falter“ illustrierte seinen Bericht dieses Vorfalls mit Zeichnungen der Künstlerin Bianca Tschaikner und wählte eine dieser Illustrationen (Abbildung 1) als Coverbild aus.

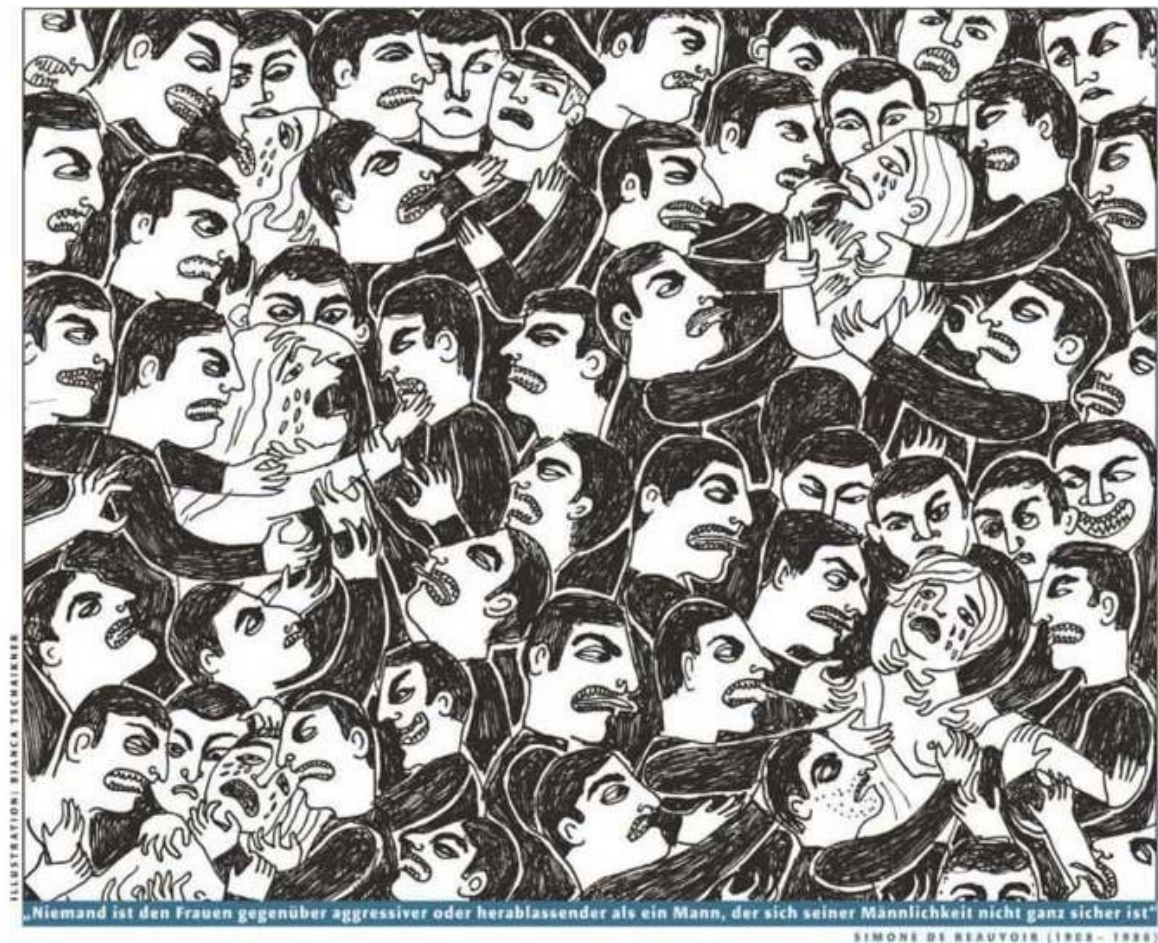


Abbildung 1. Illustration „Falter“-Cover, 1-2/2016, Originalgröße: ca. 24 cm mal 18,5 cm

Das Bild wurde nach seiner Veröffentlichung am Anfang Jänner 2016 kontrovers diskutiert. Der österreichische Presserat rügte die Zeitung, mit dem Bild gegen den Kodex des Presserates, konkret gegen Punkt 7 des Ehrenkodexes (Schutz vor Pauschalverunglimpfungen und Diskriminierung) verstoßen zu haben (derStandard, www.derstandard.at, 25.04.2016). Die Künstlerin Bianca Tschaikner verfasste in der Folgeausgabe des „Falter“ (1-3/16) eine Stellungnahme, in der sie schrieb, dass es sich nicht um eine Pauschalverunglimpfung handle, sondern um eine Darstellung der Vorfälle. Die Identifizierung der gezeichneten Personen als „Nordafrikaner“ auf der einen Seite und „deutsche Frauen“ auf der anderen Seite, geschehe nicht durch die Zeichnung, sondern den Kontext der Geschehnisse (Tschaikner, www.falter.at, 20.01.2016).

Im Zuge der kontroversen Debatte um das Bild beendete das feministische Magazin „an.schläge“ ihre Zusammenarbeit mit der Künstlerin, da es zu „unüberwindbaren Differenzen“ gekommen wäre (an.schläge, www.facebook.com, 27.04.2016). Diese Entscheidung wurde sowohl von Bianca Tschaikner (Tschaikner, www.twitter.com, 27.04.2016) als auch von „Falter“-Chefredakteur Florian Klenk (Klenk, www.twitter.com, 27.04.2016) kritisiert. Die deutsche Zeitschrift „EMMA“ thematisierte die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Coverbild und die Beendigung der Zusammenarbeit mit Tschaikner durch die „an.schläge“. Kritisiert wurden in der Debatte die „Frauen, die den Anti-Rassismus per se über den Anti-Sexismus stellen.“ (Eul, www.emma.de, 02.05.2016). „EMMA“-Herausgeberin Alice Schwarzer schrieb eigens einen Kommentar, in der die Zeichnung Tschaikners als Verdichtung der realen Situation verteidigt wird (Schwarzer, www.aliceschwarzer.de, 02.05.2017). Am selben Tag antwortete „an.schläge“-Redakteurin Lea Susemichel mit einem Artikel im feministischen „Missy-Magazine“, in dem klargestellt wurde:

„Denn es ist absolut nicht richtig, dass wir die Zusammenarbeit beendet haben, weil Bianca Tschaikner sexuelle Übergriffe durch Migranten thematisiert. Wir wollten aufgrund der Art, wie sie das tat, keine Illustration von ihr zum Thema drucken.“ (Susemichel, www.missy-magazine.de, 02.05.2016).

Die Veröffentlichung des Covers zog also nicht nur eine Diskussion über Rassismus, sondern auch über Feminismus sowie über das Sprechen über sexualisierte Gewalt nach sich und zeigte Differenzen innerhalb der feministischen Bewegungen auf. Als Kanäle wurden diverse deutschsprachige Medien, sowie Social Media Plattformen genutzt. Thematisiert wurden Medien und ihre Verantwortung für die (Nicht-)Nutzung herrschender Diskurse, die Rolle von Kunst und Satire sowie inhaltliche Differenzen zwischen verschiedenen feministischen Strömungen. Durch ein Bild wurden also einige relevante gesellschaftliche Debatten

aufgeworfen: Herrschafts- und Unterdrückungsmechanismen, soziale Bewegungen und die Rolle von Bildern und Medien. Aus diesen umfassenden Debatten, zu denen das Bild Anlass gegeben hat, ergibt sich die Relevanz es einer soziologischen Analyse zu unterziehen, mit der es auf seine Bedeutungskomponenten und transportieren Botschaften untersucht werden kann.

5.3 Vorgehensweise

Nach der Auswahl des Bildes als Untersuchungsmaterial wurde es mithilfe des Leitfadens von Stefan Müller-Doohm analysiert. Dabei wurden Bild und Text zunächst alleine anhand der aufgelisteten Elemente im Leitfaden beschrieben und anschließend Lesarten über die Bedeutung des Bildes bzw. des Textes erstellt. Zur Erweiterung und Prüfung der Ergebnisse aus diesem Arbeitsschritt wurde eine Analysegruppe herangezogen, die nach demselben Schema vorging und ähnliche, aber auch zusätzliche Ergebnisse lieferte. Im Laufe des weiteren Analyseprozesses wurde deutlich, dass die Eindrücke weiterer Personen eine sinnvolle Ergänzung zu den bisherigen Interpretationen darstellen. Aus diesem Grund wurde eine weitere Analysegruppe herangezogen, in der nun nicht nur Lesarten gebildet, sondern auch diskutiert und argumentiert wurden. Schlussendlich wurden dadurch nicht nur die Deskription, sondern auch wesentliche Teile der Rekonstruktion der Bedeutungen in der Gruppe vorgenommen.

Zur Übersicht der Ergebnisse aus allen Analyseschritten wurden sämtliche Ergebnisse in eine Tabelle eingefügt. Somit konnten auch Widersprüche aus verschiedenen Analyseschritten identifiziert und gegenübergestellt werden. Die Tabelle, welche auszugsweise in Abbildung 2 betrachtet werden kann, ist entsprechend des analytischen Vorgehens geordnet. Die Elemente wurden horizontal in vorikonographische, ikonographische und ikonologische Ergebnisse unterteilt. Die vorikonographischen Ergebnisse beschreiben, was dargestellt ist. Die ikonographischen Ergebnisse beschreiben, wie die Elemente dargestellt sind, während die ikonologischen Ergebnisse die Lesarten der Elemente, also was sie bedeuten können, sind.

Deskriptionsschritt	Vorikonographisch: Was ist dargestellt?		Ikonomographisch: Wie ist es dargestellt?		Ikonomologisch, Lesarten Was bedeutet es?
	Objektbeschreibung	Gezeichnete Figur	Zeichnung Von der Seite gezeichnet, Objekte aufgetürmt übereinander		
1. Bildelemente		Ca 50 Männer	Viele Mehrheit In der Mehrzahl		Es handelt sich um eine verdichtete, überspitzte Darstellung einer Situation. Viele sind hier. Sie sind in Massen vorhanden. Es sind vielmehr Angreifer als Angegriffene. Es sind zu viele Menschen hier. Die vielen Menschen sind gefährlich und greifen an.
			im Vordergrund		Dunkelhaarige Männer als Täter stehen im Fokus der Bildbotschaft

Abbildung 2. Analysetabelle, Auszug (eigene Darstellung)

Die vorikonographischen Ergebnisse wurden herangezogen, um die Deskription von Bild und Text vorzunehmen. Die ikonographischen und ikonologischen Ergebnisse wurden herangezogen, um die Rekonstruktion der Bedeutung von Bild und Text zu verfassen. Für die Rekonstruktion wurden Lesarten für das Bild, den Text und schließlich für das Gesamte gesammelt und gegenübergestellt. Es wurden Strukturhypothesen erstellt, die eine kohärente Bedeutungshypothese jeweils des Bildes, des Textes und des Gesamten darstellen. Lesarten, die diesen Strukturhypothesen widersprechen, wurden verworfen. Anhand der Strukturhypothesen konnten kohärente Bedeutungen von Bild und Text erstellt werden, die im folgenden Kapitel erläutert werden. Die konkrete Argumentation und Herleitung der Bedeutungen finden sich in einem ausführlichen Analyseprotokoll (siehe Anhang, S. 93). Im letzten Schritt wurden die Bedeutungen in einem Schema zusammengeführt, dessen Parameter im Sinne der Forschungsfrage ausgewählt wurden. Eine ausführliche Erklärung dieses Schemas findet sich in Kapitel 5.4.5 (Zusammenführung der Ergebnisse, S. 69). Die somit geordneten Ergebnisse wurden abschließend im Rahmen der kultursoziologischen Interpretation theoriegeleitet diskutiert. Müller-Doohm hält dazu an, kohärente Bedeutungen des Gesamtbildes inklusive Text zu erstellen. Da die Bedeutungen von Bild und Text in manchen Punkten jedoch stark auseinandergehen, wurde nicht nur die gemeinsame Bild-Text-Bedeutung in der Analyse herangezogen, sondern auch auf die einzelne Bild- bzw. Text-Bedeutung eingegangen. Die Diskrepanz zwischen Text und Bild sollte aufrechterhalten werden, um ein breites Spektrum an Bedeutungen für die theoriegeleitete Interpretation zuzulassen.

5.4 Ergebnisse

5.4.1 *Deskription*

Bei dem zur Analyse ausgewählten Bild handelt es sich um ein Cover-Bild (siehe Anhang, S. 91). Dieses wird im Folgenden genau beschrieben. Es ist auf der ersten Seite mittig platziert, oberhalb des Bildes steht der Name der Zeitung, sowie einige Schlagzeilen, die farbig unterlegt sind. Unterhalb des Bildes befindet sich Werbung, sowie der Strichcode und Informationen zur Ausgabe. Analysiert wird jedoch ausschließlich das Bild, samt dazugehörigem Text. Das Bild ist im Original beinahe quadratisch mit einer Größe von ca. 24 cm mal 18,5 cm. Es handelt sich um eine Zeichnung, die in schwarz und weiß gehalten ist. Unterhalb des Bildes befindet sich eine Zeile mit Text in weißer Schrift auf blauem Hintergrund, unter der ein kurzer Text in schwarzer Schrift auf weißem Hintergrund steht. An der linken Seite befindet sich ebenfalls ein kurzer Text, der vertikal in schwarzer Schrift auf weißem Hintergrund am Rande des Bildes platziert ist.

Das Bild zeigt mehrere gezeichnete Figuren. Dominiert wird das Bild von etwa 50 sehr ähnlich aussehenden Männern. Diese werden mit schwarzen Haaren, schwarzen Augenbrauen und schwarzer Kleidung dargestellt. Einige sind mit Augenringen, einige mit definierten Lippen gezeichnet, die nicht schwarz angemalt sind, aber dennoch dunkel wirken. Fast alle gezeichneten Männer haben den Mund offen und man kann ihre Zähne sehen, manche strecken dabei auch ihre Zungen heraus. Die Zähne sind wie Zacken und die Zungen lang gezeichnet, die Münder sind oftmals nach unten gezogen. Bei zwei der dunkel gezeichneten Männer ist dies nicht der Fall, diese scheinen zu lächeln oder zu grinsen. Die Nasen der Männer sind spitz und groß gezeichnet. Einer der Männer ist mit Bartstoppeln dargestellt, der Rest nicht. Es sind viele Hände zu sehen, die aus schwarzen Ärmeln kommen und zu den dunkel gezeichneten Männern gehören. Die Finger an diesen Händen sind oftmals gekrümmt und spitz. Ein Mann unterscheidet sich von den anderen. Er trägt eine schwarze Kappe, die nach oben hin breiter wird, einen weißen Streifen und einen weißen Punkt in der Mitte vorne hat und deren Form an eine Uniform erinnert. Der Mann ist mit hellen (weißen, nicht schwarz angemalten) Haaren und Augenbrauen gezeichnet. Er hat keine Augenringe. Auch bei ihm steht der Mund offen. Es sind jedoch keine Zähne zu sehen. Er trägt dunkle Kleidung und hat seine Hände vor sich gestreckt, deren Finger aber gerade gezeichnet sind. Zudem ist sein Kopf kleiner als die Köpfe der restlichen Männer. Alle Männer scheinen ihren Blick auf etwas gerichtet zu haben, schauen also nicht ins Leere.

Fünf weitere Figuren sind weiße oder hell gezeichnete Frauen. Sie haben lange, weiße Haare und Tränen im Gesicht. Ihre Münder stehen offen und sind nach unten verzogen. Bei drei der Figuren sind Zähne zu sehen, allerdings nur bei einer sind diese gut erkennbar. Bei drei Frauen ist der Oberkörper zu sehen, bei zwei davon sind Brüste sichtbar. Eine Frau scheint ein Tuch oder Kleidungsstück zu tragen, welches die Hälfte des Körpers bedeckt. Die Köpfe und Körper der Frauen sind mit einigen Händen der Männer bedeckt.

Die Szene zeigt sechs Gruppen. Bei jeder Gruppe wenden sich mehrere schwarz gezeichnete Männer einer einzelnen Figur zu. Bei den einzelnen Figuren handelt es sich um die fünf Frauen sowie den Mann mit den hellen Haaren und der Kappe. Rund um diese Gruppen befinden sich weitere Männer, die zusehen, einer der dunkel gezeichneten Männer wendet sich von der Szenerie ab und sieht sozusagen aus dem Bild heraus den/die BetrachterIn an. Das Zuwenden besteht aus Bedrängen und Greifen. Dem hell gezeichneten Mann wird an den Hals gefasst. Den angegriffenen Frauen wird an Kopf, Hals, Arme, Körper und Brust gefasst. Bei der halbbekleideten Frau wird nach dem Tuch oder Kleidungsstück gegriffen.

Das Bild hat keine Perspektive, daher ist Vorder- oder Hintergrund nicht erkennbar. Alles befindet sich auf einer Ebene, wodurch auf den ersten Blick keine klaren Strukturen gegeben sind. Der Blick fällt zuerst auf die Frauen, die in den Zentren der Gruppen stehen. Die Gruppen sind in einem Bogen oder Kreis/Oval angeordnet, in der Mitte des Bildes befindet sich keine Gruppe, sondern Männer, die mit dem Rücken zueinanderstehen. Durch diese, wie aufeinandergestapelt wirkende, Zusammensetzung der Bildelemente lässt sich eine Linie vertikal durch die Mitte des Bildes ziehen. An der Spitze dieser Linie steht die Gruppe rund um den hellhaarigen Mann mit Kappe. Diese Gruppe bildet auch die Spitze oder den Höhepunkt des Bogens der weißen Figuren. Durch diesen Bogen erscheint die Mitte des Bildes dunkel und leer. Das Bild ist wie ein Bildausschnitt konzipiert, da die Figuren am Rand teilweise abgeschnitten sind. Durch die hohe Anzahl von Figuren wirkt das Bild sehr voll. Es sind nur Figuren, kein Hintergrund oder Requisiten zu erkennen. Das Bild ist nur in Schwarz und Weiß gezeichnet, es gibt keine Grauabstufungen. Im Gesamten wirkt das Bild sehr chaotisch, überladen und dunkel.

Unter dem Bild befindet sich ein Zitat von Simone de Beauvoir in weißer Schrift auf blauem Hintergrund: „Niemand ist den Frauen gegenüber aggressiver oder herablassender als ein Mann, der sich seiner Männlichkeit nicht ganz sicher ist“. In der Zeile darunter stehen die Urheberin sowie ihre Lebensdaten (1908 – 1986) in blauen Großbuchstaben bzw. Ziffern auf

weißem Hintergrund. Das Zitat stammt aus Simone de Beauvoirs Buch „Das andere Geschlecht“, welches erstmals 1949 erschienen ist (vgl. de Beauvoir 2000). Die Schrift ist klein, aber in dicken Lettern, wodurch es gut leserlich ist ohne viel Platz zu verwenden. Das Zitat ist in der Schriftgröße so angepasst, dass es in einer einzigen Zeile stehen kann, die den gesamten unteren Rand des Bildes ausfüllt. Die Urheberin und ihre Lebensdaten stehen am rechten Rand unter dem Zitat. Am linken Bildrand steht vertikal die Information „Illustration: Bianca Tschakner“ in schwarzen Großbuchstaben auf weißem Hintergrund. Die Schrift ist dünner als die Schrift unter dem Bild, wodurch es noch weniger Raum einnimmt.

5.4.2 Rekonstruktion: Bild

Nach der Deskription des Untersuchungsmaterials erfolgt die Rekonstruktion der Bedeutungen, wobei zunächst die Bedeutungen des Bildes und im Anschluss die Bedeutungen des Textes rekonstruiert werden. Bei dem Bild handelt es sich um eine verdichtete, überspitzte Darstellung einer Situation. Es geht um die Darstellung von *Gegensätzen*. Die Grenzziehung verläuft zwischen den Kategorien Schwarz und Weiß. Diese Kategorien werden repräsentiert durch unterschiedliche Gruppen von Menschen, die als fremd bzw. zugehörig identifiziert werden können.

Die Schwarzen Figuren kommen von wo anders her, sie repräsentieren Migranten. Die Weißen Figuren sind Zugehörige. Die Gruppen befinden sich in der Situation eines Angriffs, der im öffentlichen Raum stattfindet. Im Fokus der Bildbotschaft stehen die Schwarzen Männer als Täter, also die *Ethnisierung von Gewalt*. Die Angreifer werden als sehr gefährlich dargestellt. Da die Täter viele, die Angegriffenen Einzelne sind, handelt es sich hierbei nicht um einen Konflikt, sondern um einen Übergriff. Es handelt sich um ein *asymmetrisches Machtverhältnis* zugunsten der Schwarzen Männer. Die Angreifer werden als unkontrolliert dargestellt. Einerseits da sie selbst keine Kontrolle über sich und ihre Körper haben, andererseits durch ihr Auftreten als Masse. Dadurch kann in der Situation *keine Ordnung mehr aufrechterhalten* werden. Der Angriff sorgt für *Chaos*.

Die Opfer der Tat sind *Frauen*. Sie sind *handlungsunfähig* und können sich daher nicht wehren. Die Handlungsunfähigkeit wird auch durch die doppelte Passivierung und Objektivierung verstärkt. Die Frauen sind im Bild nicht nur Objekte des Angriffs, sondern auch Objekte der Darstellung von Gewalt und Aggressivität (durch Schwarze Männer). Durch ihre Handlungsunfähigkeit kann ihnen auch *keine Schuld* zugewiesen werden. Die Täter, im Gegensatz dazu, sind *absolute Täter*. Dies wird möglich durch die Ethnisierung der Tat, ohne

die eine solch strikte Opfer-Täter-Zuschreibung in gängigen Diskursen nicht verfolgt wird. Der Weiße Mann hat mehr Möglichkeiten sich zu wehren, als die weiblichen Figuren, da er nur von einer Person angegriffen wird. Es ist ein Duell, in das sich die anderen Männer – zumindest körperlich – nicht einmischen. Der Weiße Mann erscheint daher *handlungsfähiger* und als potentieller *Verteidiger*, gleichzeitig jedoch auch als *Opfer*, das sich jedoch wehren kann. Es kann interpretiert werden, dass die Angreifer nicht nur ohnehin wehrlose Opfer treffen, sondern bereits auch stärkere Gegner, wie etwa den Weißen Mann an sich bzw. in seiner Rolle als Polizist. Das verstärkt den Eindruck der *Gefahr*, die von den Schwarzen Männern ausgeht. *Nicht vorhanden* in der Darstellung sind *Schwarze Frauen*. Diese scheinen für die Darstellung von Gewalt durch Schwarze Männer keine Rolle zu spielen. Die Angreifer wirken, als würden sie *zusammengehören, zusammenarbeiten und gemeinsame Ziele verfolgen*. Es lassen sich verschiedene Ziele bzw. Gefahren aus dem Bild ableiten. Frauen sind auf den ersten Blick das Hauptziel des Angriffs. Da der Ort als öffentlicher Raum identifiziert wurde, lässt sich hier die Botschaft ableiten, *dass Frauen im öffentlichen Raum gefährdet sind und aus dem öffentlichen Raum gedrängt werden*. Das impliziert, dass es diese Gefahr normalerweise, ohne diese besonderen Angreifer, nicht gibt. Es ist nicht nur ein Angriff in dieser einen dargestellten Situation, sondern auch ein allgemeiner *Angriff auf „uns“*, in dem Sinne, dass auch die BetrachterInnen des Bildes angesprochen werden und sich potentiell bedroht fühlen können. Die Szene hat etwas äußerst Erdrückendes, da die Angreifer als Masse dargestellt sind. Sie wirken wie lebensgefährliche *Naturgewalten*, die von allen Seiten kommen. Sie nehmen den ganzen – in dem Fall öffentlichen – Raum ein. Der Angriff wird als *ausweglos* dargestellt. Es gibt keine Möglichkeit, sich zu wehren. Dennoch erscheint die Situation noch nicht als vollständig eskaliert. Dahinter steht die Bedeutung, dass noch *mehr Gefahr* droht. Diese Drohung wird dadurch unterstrichen, dass wir nur einen Ausschnitt der Szene sehen. Hinter den Grenzen des Bildes dürfte es noch mehr von der angreifenden Masse geben.

5.4.3 Rekonstruktion: Text

Bei dieser Rekonstruktion handelt es sich um die Erschließung der Bedeutungen, die aus den schriftlichen Elementen des Untersuchungsmaterials hervorgehen. Der erste Text, das Zitat, stammt von Simone de Beauvoir. Als feministische Ikone hat ihre Aussage einen hohen Grad an Legitimation. Der Text hat dementsprechend einen hohen *Wahrheitsanspruch*. Das Zitat stammt aus einer anderen Zeit, wie aus den Lebensdaten neben dem Namen ersichtlich ist, hat aber dennoch Gültigkeit aufgrund der Legitimität der Urheberin, wodurch eine Kontinuität der Problematik unterstellt wird.

Das Zitat besagt, dass *das Schlimmste*, das Frauen passieren kann, eine bestimmte Art von Mann ist. Diese Art von Mann wird anhand des Grades der *Sicherheit in seiner Männlichkeit* und dem daraus resultierenden Verhalten Frauen gegenüber bestimmt. Das vermittelt einerseits, dass es Männer und Männlichkeit an sich gibt, also eine *männliche Essenz*. Es vermittelt zudem, dass es eine Form von männlichem Ideal gibt, derer sich ein Mann mehr oder weniger sicher sein kann; diese Männlichkeit befindet sich also in einem Prozess *stetiger Selbstversicherung und ist daher immer prekär*. Die Prekarität betrifft offensichtlich Frauen, am Umgang mit ihnen lässt sie sich ablesen. Frauen sind hier also *Mittel zur Beschreibung* von Männern und ihrer Männlichkeit. Unsicherheit in der Männlichkeit bedeutet einerseits *Gefahr für Frauen*, da sie aggressivem und herablassendem Verhalten ausgesetzt sind, es bedeutet aber gleichzeitig auch *Gefahr für den Mann*, der in seiner männlichen Essenz bedroht oder defizitär ist. Ausdruck verunsicherter Männlichkeit ist Gewalt; Männer, deren männliche Essenz bedroht ist, versuchen diese also über Formen der Machtausübung zurückzuerlangen. Männlichkeit ist verbunden mit *Macht*.

Eine Kernbotschaft des Textes ist die grundsätzliche *Ablehnung von aggressivem oder herablassendem Verhalten Frauen* gegenüber. Dieses wird mit einer defizitären Persönlichkeit in Verbindung gebracht und so als Fehlverhalten dargestellt. Gleichzeitig wird durch die Komparativform „aggressiver“ und „herablassender“ impliziert, dass aggressives und herablassendes Verhalten Frauen gegenüber durchaus *normal* ist. Die Frauen werden als Kollektiv angesprochen, der Mann als Individuum. Der Mann ist also *individuell dafür verantwortlich*, sich in seiner Männlichkeit zu festigen, um *den Frauen als Kollektiv* nicht zu schaden. Der Text, der vertikal am Rand des Bildes steht, sagt aus, dass die Illustration die zu Papier gebrachte *Vorstellung* der Illustratorin ist. Es geht daher nicht um die Darstellung von Realität.

5.4.4 Bild-Text-Rekonstruktion

Im Folgenden werden jene Bedeutungen rekonstruiert, die durch die gemeinsame Betrachtung der bildlichen und schriftlichen Elemente des Untersuchungsmaterials erschlossen werden konnten. In diesem Arbeitsschritt wurden einige zusammenfassende Lesarten erstellt. Diese besagen, dass im Fokus der Bedeutung die Schwarzen Männer stehen, die sich ihrer Männlichkeit nicht sicher sind. Das im Zitat aufgezeigte Problem wird mit dem Bild *ethnisiert*. Die Schwarzen Männer sind daher *das Schlimmste, was Frauen passieren kann*. Sie greifen an, um ihre *prekäre Männlichkeit zu kompensieren*. Dieser Angriff wird als *Massenphänomen*

inszeniert, obwohl es sich bei der verunsicherten Männlichkeit und einem daraus resultierenden aggressiven und herablassenden Verhalten Frauen gegenüber um ein individuelles Problem handelt. Die Inszenierung als Massenphänomen hinterlässt den Eindruck einer *übermächtigen Gefahr, eines möglichen Untergangs*, der einer bestimmten, verunsicherten, Schwarzen Männlichkeit geschuldet ist.

5.4.5 Zusammenführung der Ergebnisse

Die Ergebnisse der Bild-, Text- und Bild-Text-Rekonstruktion wurden in Schlagworten zusammengefasst und zur Veranschaulichung in einem Koordinatensystem dargestellt, dessen Dimensionen sich aus der primären Forschungsfrage ergeben. Da es sich um eine Untersuchung der medialen Darstellung von Fremdheit und Zugehörigkeit in Zusammenhang mit Geschlecht handelt, wurden diese Konzepte herangezogen, um die Dimensionen des Koordinatensystems sowie seine Parameter zu benennen. Die Dimension Geschlecht wurde mit den Parametern Männlichkeit und Weiblichkeit dargestellt. Die Dimensionen Fremdheit/Zugehörigkeit wurden in dem Sinne, dass es sich um eine rassifizierte Zuordnung handelt, mit den Parametern Schwarz und Weiß beschrieben. Die Mitte des Koordinatensystems wurde genutzt, um Interpretationen über die dargestellte Situation zu sammeln. Durch die Anordnung als Koordinatensystem können die Interpretationen auch in Abstufungen dargestellt werden, soweit dies möglich war. Die Kategorien Schwarz/Weiß/männlich/weiblich sowie Situation bilden die Parameter, die zur Beantwortung der Forschungsfragen erforderlich sind. Die jeweiligen Ergebnisse aus Bild-, Text- und Bild-Text-Rekonstruktion wurden in der Darstellung des Koordinatensystems farblich markiert, sodass sich auch unterschiedliche Bedeutungen bzw. Bedeutungsverschiebungen durch den jeweiligen Analyseschritt erkennen lassen. Nicht einfügen ließen sich zwei Bedeutungen über das Material selbst, die dementsprechend eine Art „Meta-Bedeutung“ darstellen: Das Bild (inklusive der zwei dazugehörigen Texte) vermittelt durch den Charakter der Illustration, dass es sich um eine bestimmte Vorstellung handelt. Zweitens vermittelt es durch das Zitat, dass die Bedeutung einen gewissen Anspruch auf Wahrheit und Zeitlosigkeit besitzt. Diese zwei Bedeutungen werden gemeinsam mit den restlichen Ergebnissen in weiterer Folge im Rahmen der Beantwortung der Forschungsfragen kultursoziologisch interpretiert.

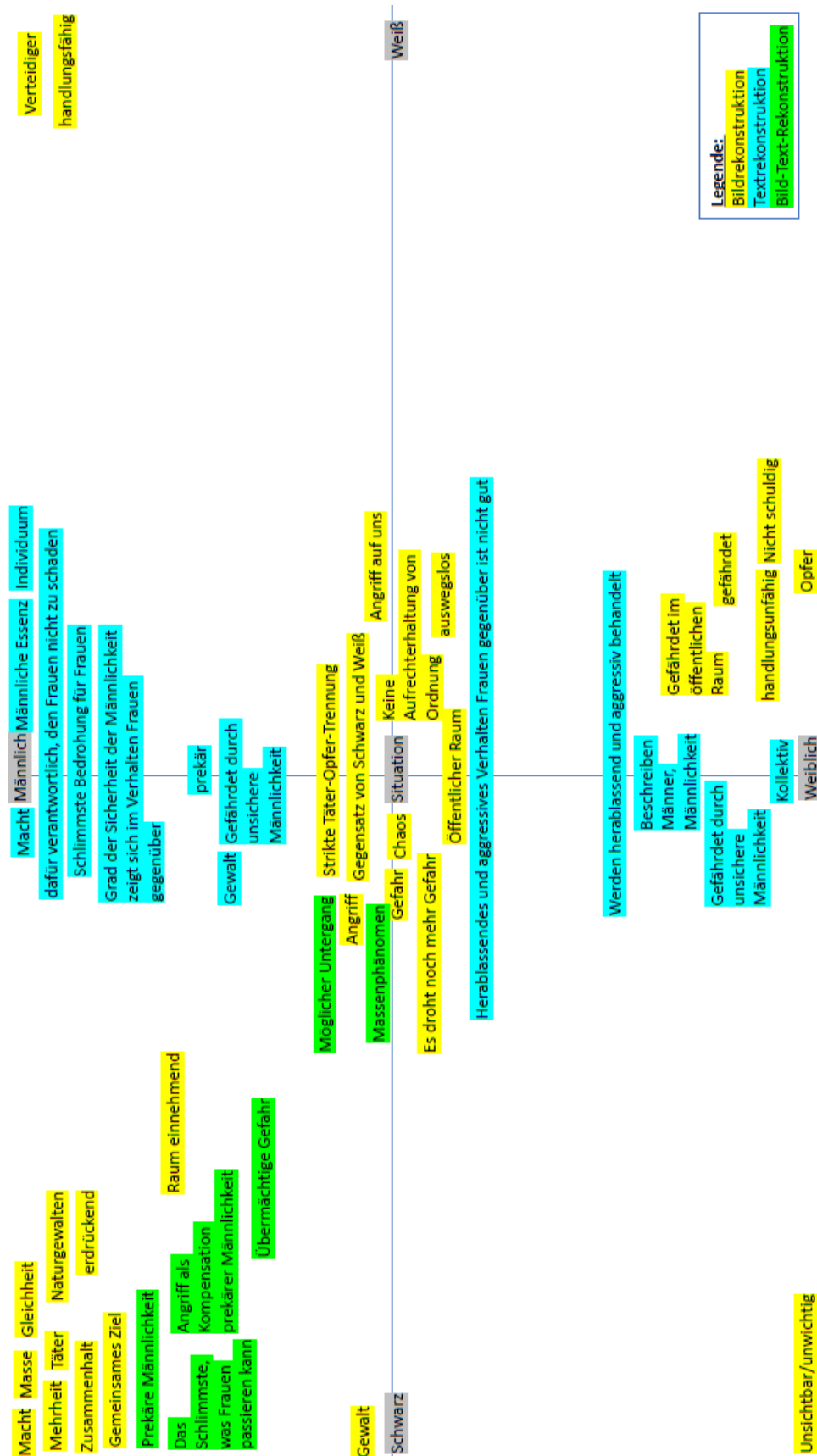


Abbildung 3. Zusammenführung der Ergebnisse (eigene Darstellung)

5.5 Kulturosoziologische Interpretation

Aussagen über Männlichkeit

Aussagen über Männlichkeit werden im Wesentlichen über das zum Bild gehörige Zitat vermittelt. Unterstellt wird dabei, dass es eine männliche Essenz gäbe, derer ein Mann sich versichern muss. Diese Bedeutung referenziert auf ein Alltagsverständnis von Geschlecht. Sozialwissenschaftlich gehaltvoller ist die Vermittlung von Männlichkeit als ein prekärer Zustand, der der ständigen Selbstversicherung bedarf. Dies entspricht dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Connell, da es um ein Ideal geht, das immer wieder ausgehandelt werden muss. Dieses Ideal entspricht jedoch keinen realen Personen, sondern wird angestrebt. Männlichkeit muss also immer wieder hergestellt werden, um sich zu versichern (ebd.: 130f). Folgt man der Bedeutung, die durch das Bild und die Texte vermittelt wird, führen Unsicherheiten in der Männlichkeit offensichtlich zu Gewalt Frauen gegenüber. Männlichkeit wird dadurch mit Macht verknüpft: wer die Männlichkeit verliert, indem er unsicher ist, muss diese Macht mittels Gewalt zurückholen. Die Verbindung von Männlichkeit mit Macht ist nicht besonders überraschend, in Anbetracht des Umstandes, dass es auch in der Gesellschaft, im Patriarchat, eine Monopolisierung von Machtpositionen durch Männer gibt (vgl. Cyba 2010:17).

Der Rückgriff auf Gewalt als Mittel, um eine Machtposition zu besetzen, kann im Sinne der Konzeption von Geschlechtscharakteren erklärt werden: das männliche Ideal ist von Aktivität und Dominanz gekennzeichnet. Beide Eigenschaften können in Gewalt resultieren (vgl. Hausen 2013). Gewalt kann als Überbetonung von Männlichkeit gesehen werden, die aus Angst vor Passivität und Kontrollverlust resultiert. Daher sind Härte und Rücksichtslosigkeit Teil idealisierter Männlichkeit. Liebe und Zuwendung hingegen wird dem Weiblichen zugeschrieben, das dementsprechend keine Härte erträgt und daher verachtet wird (Stögner 2014: 43f). Sich als schwach zu zeigen, würde implizieren, seine Männlichkeit aufzugeben. Die Beziehung zwischen Männern und Frauen wird im Material grundsätzlich als Gewaltverhältnis angenommen, da sich männliche Unsicherheit durch Gewalt oder Nicht-Gewalt Frauen gegenüber definiert. Dies wird durch die Formulierung dramatisiert, dass es niemanden gäbe, der aggressiver und herablassender Frauen gegenüber ist, als eine bestimmte Art von Mann. Diese Art von Mann wird dadurch an die Spitze der möglichen Bedrohungen für Frauen gesetzt.

Zweitens ist auch machttheoretisch erklärbar, dass Gewalt und Zwang Mittel der Machtausübung sind. Im Sinne des Hegemoniebegriffs benötigt es die aktive Zustimmung der

unterdrückten Gruppierungen, damit die unterdrückende Gruppe hegemoniefähig wird. Herrschaft könne ansonsten nur mit Zwangsmaßnahmen alleine ausgeübt werden (vgl. Candeias 2007: 19). Durch die offenen Gegensätze (Schwarz/Weiß, Männlich/Weiblich), die im Material dargestellt werden, wird klar, dass es nicht um eine moralisch oder ähnlich legitimierte Vorherrschaft einer Gruppe geht, sondern um eine Vorherrschaft, die durch Zwang ausgeübt wird.

Ein Mann ist nach Aussage des Zitates individuell verantwortlich, kein schädliches Verhalten Frauen gegenüber an den Tag zu legen. Diese individuelle Verantwortung ist vor allem im Hinblick auf die Darstellung Schwarzer Männer als „Masse“ und Frauen als „Kollektiv“ interessant. Auf diese Gegenüberstellung wird weiter unten näher eingegangen. Männer im Allgemeinen werden in Relation zu Frauen gesetzt, indem sich, über das Verhalten Frauen gegenüber, Aussagen über die Sicherheit der eigenen Männlichkeit treffen lassen. Anhand solcher Beispiele lässt sich erkennen, wie Frauen als das „Andere“ wahrgenommen werden. Die im Geschlechterverhältnis vorhandenen Positionen definieren sich demnach in Relation zu- und im Blick aufeinander. Dabei muss jedoch festgehalten werden, dass die männliche Position seit jeher die Vorherrschende war und daher anhand dessen bestimmt wurde, was als das „eine“ und was als das „andere“ definiert wurde. Frauen sind in diesem Sinne der Ort, auf den referenziert wird, um das „Normale“ zu definieren (vgl. Rommelspacher 1995).

Aussagen über Schwarze Männlichkeit

Aussagen über Schwarze Männlichkeit werden im Wesentlichen durch das Bild vermittelt. Besonders deutlich erscheinen hier zwei Grenzziehungen: Die zwischen Tätern und Opfern, sowie die zwischen Schwarzen und Weißen. Schwarze Männer können klar als Täter identifiziert werden und stehen somit im Zentrum des Bedrohungsszenarios, das hier vermittelt wird.

Setzt man das Bild in Zusammenhang mit dem Zitat, verschiebt sich die Bedeutung des Textes und nicht umgekehrt. Wurde in der alleinigen Betrachtung des Textes Männlichkeit im Allgemeinen besprochen, verschiebt sich die Bedeutung in Richtung Schwarze Männlichkeit. Die verunsicherte, prekäre Männlichkeit und damit auch die Gefahr von Frauen ist nun eindeutig den Schwarzen Männern zuzuschreiben. Karin Stögner schreibt dazu, dass sich in den aktuellen Diskursen über Männlichkeit zeigt, wie sich Geschlechterrollen vor allem in Abhängigkeit zu sozioökonomischen Bedingungen verändern und daher nicht starr und essentiell sein können. Was als ideal-männlich, und was als feindlich-männlich gilt, hat sich in

den letzten Jahren in westlichen Gesellschaften durch die zunehmende Annäherung der Geschlechterrollen verändert. War Kraft und Gewalt früher Ausdruck idealer Männlichkeit, so ist es heute eher Ausdruck unzivilisierter Männlichkeit (Stögner 2014: 46). Unterschiedliche Männlichkeitskonzepte sind Verhältnisse; sie beziehen sich immer auf einander. Wird eine Konstruktion idealer Männlichkeit durch eine andere ersetzt, so bedeutet dies, dass die erstere den Legitimationsansprüchen der herrschenden Verhältnisse nicht mehr entsprochen hatte. Es kann daher, auch durch politische Intervention, geschehen, dass eine neue Form idealer Männlichkeit durchgesetzt wird, während alte Formen abgewertet werden (vgl. Connell 2015). Diese Abwertung geschieht hier durch eine rassifizierte Grenzziehung, die über den Grad der Unsicherheit der eigenen Männlichkeit argumentiert wird. Diese Männlichkeit wird daher vor allem mit „fremder“ Schwarzer Männlichkeit in Verbindung gebracht.

Die Schwarzen Männer werden zudem als gleichförmige Masse und Mehrheit dargestellt. Durch die Darstellung als Mehrheit werden sie in einer Machtposition imaginiert. Diese Machtposition resultiert nicht nur aus der Überzahl, sondern auch aus der Gewalt, die von ihnen ausgeht. Die Darstellung der Gleichförmigkeit vermittelt Zusammenhalt und das Arbeiten hin auf ein gemeinsames Ziel. Dieses gemeinsame Ziel scheint gefährlich zu sein, da die Angreifer eine offensichtliche Gefahr bedeuten. Im Allgemeinen scheint „Fremdheit“, insbesondere Schwarze Männlichkeit mit dem Faktor „Gewalt“ markiert zu werden. Wie Bielefeldt schreibt ist die Inszenierung und Imagination des Fremden als Bedrohung notwendig für die Grenzziehung und Legitimation von Diskriminierungen (Bielefeldt 1998b: 105).

Die Darstellung Schwarzer Männer als Masse evoziert zudem die Konnotation mit Naturgewalten. Diese Darstellung schließt an einen bereits lange vorhandenen Diskurs über Migration an, der mit Bildern von Naturkatastrophen arbeitet, beispielsweise wenn Menschen, die nach Europa ziehen, als „Flut“ bezeichnet werden. Dabei wird das Gefühl von Lebensbedrohung durch Zuzug dieser Menschen erzeugt. Diese Bilder referieren auf einen Naturbegriff, der Natur in einen Gegensatz zur „Kultur“ setzt. Kultur ist dabei das Resultat der Unterjochung von Natur. Nicht-beherrschte/beherrschbare Natur wird zur Bedrohung der Zivilisation (vgl. Stögner 2014). Fremd- und Selbstbilder, die in diese Erzählung hineinfallen, wurden vor allem in Zeiten der Kolonialisierung relevant: Die Eroberer sahen sich selbst durch die Konstruktion des Anderen. Wichtiges Mittel war schon damals die Natur, die einerseits als romantisches Ideal, andererseits als Quelle des Bösen angesehen und auf „das Andere“ projiziert wurde. In diesem Zusammenhang ebenfalls von großer Bedeutung ist das Motiv der

Herrschaft, das Bild der Unterwerfung des „Wilden“ durch die „Vernunft“ (Rommelspacher 1995: 20f).

Abgesehen von der Bedrohung der Zivilisation durch „Natur“ können die vermittelten Bedeutungen als Teil eines Diskurses betrachtet werden, den Nira Yuval-Davis als „Menschen sind Macht“-Diskurs bezeichnet. Bei diesem wird die Bedrohung der „eigenen“ Bevölkerung durch die „Fremden“ vermittelt. Die Bevölkerung aus anderen Teilen der Welt wird als Gefahr gesehen, gegen die man sich zur Wehr setzen müsse. Die Stärke der „eigenen“ Bevölkerung müsse ausgebaut bzw. verteidigt werden (Yuval-Davis 2001: 53f). Die Schwarzen Männer scheinen auf dem Bild buchstäblich die „Grenzen zu sprengen“, indem der vorhandene Raum extrem durch die dargestellten Figuren vereinnahmt wird. Die Gleichsetzung von Menschen mit Naturkatastrophen kann daher die Legitimierung bestehender globaler Machtstrukturen bedeuten, wie das beispielsweise bei Pinn und Nebelung erklärt wird:

„Wie ehemals Rassentheorien dazu dienten, den Kolonialismus zu rechtfertigen und interne soziale Konflikte zu bewältigen, trägt ein durch rassenanthropologische Vorstellungen geprägtes Menschenbild heute dazu bei, weltwirtschaftliche Strukturprobleme durch Verschiebung der Betrachtungsperspektive von der ökonomischen auf die demographische Ebene zu ‚biologisieren‘ und damit zu entpolitisieren.“ (Pinn/Nebelung 1992: 39)

Neben der deutlich ersichtlichen Rassifizierung der Täter- und Opfer-Rollen, ist auch interessant, dass die „Masse“ der Schwarzen Männer dem einzelnen Weißen Mann gegenübergestellt wird.

Aussagen über Weiße Männlichkeit

Über Weiße Männlichkeit scheinen auf den ersten Blick nur wenige Aussagen vermittelt zu werden, da es nur einen Vertreter Weißer Männlichkeit im Bild gibt. In erster Linie zeichnen die vermittelten Bedeutungen den Weißen Mann als handlungsfähigen Verteidiger. Dies entspricht dem klassischen bürgerlichen Ideal von Männlichkeit, das den Männern Aktivität, Kraft und Tapferkeit zuspricht (Hausen 2013: 24). Es entspricht auch der Theorie von Gabriele Dietze, welche besagt, dass es das Motiv des männlichen Beschützers braucht, um Sexismus innerhalb einer westlichen patriarchalen Logik überhaupt zu thematisieren. Denn dadurch könne Sexismus auf das Fremde projiziert werden, ohne das herrschende Konzept der Männlichkeit und sogenannten „heimischen“ Sexismus anzugreifen. Die Bedrohung erfolgt in dieser Narration ausschließlich durch fremde Männer und nicht durch Männer im Allgemeinen, wodurch ein Feindbild geschaffen wird und gleichzeitig die Legitimierung erfolgt, warum

genau diese Menschen aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden sollen (vgl. Dietze 2016: 98).

In Zusammenhang mit dem Text scheint der einzelne Weiße Mann ein guter Repräsentant des im Zitat angesprochenen Individuums zu sein, denn die „Masse“ der Schwarzen Männer steht – genauso wie das im Text angesprochene und durch die bildliche Gleichförmigkeit unterstützte „Kollektiv“ der Frauen – im Kontrast zum einzelnen Weißen Mann. Das Individuum, das aus der Bedeutung des Zitats hervorgeht, hat die Verantwortung, sich seiner Männlichkeit sicher zu sein, und daher Frauen nicht zu schaden. Er ist der Ausdruck des zivilisierten Mannes, der Verantwortung für sein Handeln übernimmt und es dementsprechend reguliert. Solche Bilder des Weißen Mannes gehören zu Vorstellungen von Zivilisation, die mit männlicher Subjektivierung zusammengehören. Eine solche Subjektivierung wird der Frau versagt, wie etwa Adorno und Horkheimer ausführen: Demnach konstituiert sich das Subjekt in Abgrenzung zur Natur und in Beherrschung derselben (Adorno/Horkheimer 2004: 69). Für die Frau ist ein solcher Prozess im Herrschaftsverhältnis nicht vorgesehen:

„Der Mann als Herrscher versagt der Frau die Ehre, sich zu individuieren. Die Einzelne ist gesellschaftlich Beispiel der Gattung, Vertreterin ihres Geschlechts und darum, als von der männlichen Logik ganz Erfasste, steht sie für Natur, das Substratum nie endender Subsumtion in der Idee, nie endender Unterwerfung in der Wirklichkeit.“ (ebd.: 119)

Vor diesem Hintergrund erscheint es passend, dass der Weiße Mann als Einzelner zwei Gruppen von gleichförmigen Kollektiven gegenübersteht: Den Frauen und den Schwarzen Männern. Beiden Gruppen wird Naturnähe zugesprochen, wodurch sie zum Objekt der Beherrschung gemacht werden.

Aussagen über Weiblichkeit

Bild und Text vermitteln unterschiedliche Bedeutungen über Weiblichkeit, die sich allerdings ergänzen lassen und sich nicht widersprechen. Durch den Text werden die Frauen in Relation zum Mann gesetzt, indem anhand des Verhaltens ihnen gegenüber der Grad an Sicherheit der eigenen Männlichkeit festgemacht wird. Daher sagt der Text auf den ersten Blick wenig über Frauen selbst aus, vielmehr dienen Frauen hier als Mittel zur Beschreibung, wie bereits weiter oben festgestellt wurde.

Als allgemeine Norm wird durch das Zitat vermittelt, dass Frauen aggressiv und herablassend behandelt werden. Dies bestätigt den Status von Frauen als Opfer, wie er auch im Bild sehr klar vermittelt wird. Die Frauen wirken handlungsunfähig und unschuldig. Dieses Bild entspricht

nicht nur den traditionellen Geschlechterrollen der bürgerlichen Gesellschaft, sondern wird zum Teil auch von feministischen Strömungen vertreten, wie Birgit Rommelspacher aufzeigt. In diesen Vorstellungen wird ein Primat des Patriarchats als Herrschaftssystem imaginiert, in dem alle Frauen gleichermaßen und permanent als Opfer der Verhältnisse identifiziert werden. Dabei handelt es sich um eine verkürzte Patriarchatskritik, die mit einem eindimensionalen Herrschaftsbegriff operiert und weitere Unterdrückungsstrukturen außer Acht lässt (Rommelspacher 1995: 102f).

Der Opferstatus wird in der Illustration nicht nur durch den leeren oder verzweiferten Blick und die Tränen erkenntlich, sondern auch durch das Herunterreißen der Kleidung, wodurch der Eindruck der Schutzlosigkeit verstärkt wird. Christina von Braun argumentiert, dass der nackte Frauenkörper zum Symbol des Fortschritts im Westen wurde, die Entkleidung gleichbedeutend mit der Entdeckung und damit Innovation ist:

„Die Entkleidung des weiblichen Körpers erbrachte den Beweis für die Macht des Auges, in alle Geheimnisse vorzudringen. Für diesen Vorgang ist der weibliche Körper mehr als nur Metapher: Als Objekt des Begehrens wurde er auch zum Motor des Wissensdrangs.“ (Von Braun 2006: 71).

In diesem Fall scheint es, als würde die koloniale „Entschleierung“ durch fremde Männer auf die „eigenen“ Frauen angewandt werden. Es handelt sich um die scheinbare Umkehrung des Imperialismus, wodurch die Narration der Bedrohung erneut verstärkt wird.

Wie bereits oben erwähnt, werden Frauen als Kollektiv angesprochen. Dies geschieht nicht nur im Text, sondern auch im Bild, das die weiblichen Figuren gleichförmig und entindividualisiert zeigt. Damit werden sie dem (Weißen) Mann als Individuum entgegengestellt, während sie selbst nicht als Individuen wahrgenommen werden. Die Frauen sind hier das kollektive Objekt, anhand dessen die Gewalttat der als Bedrohung konstruierten Fremden dargestellt wird.

Die zweite Gegenüberstellung bzw. Grenzziehung geschieht zwischen den Frauen als Opfern und den (Schwarzen) Männern als Tätern. Dies wird im Text als allgemeines Geschlechterverhältnis angesprochen, im Bild wird dieses gewalttätige Verhältnis rassifiziert. Das Geschlechterverhältnis als Gewaltverhältnis in seiner allgemeinen Form wurde bereits weiter oben diskutiert. Hier lässt sich ergänzen, dass es durch die Rassifizierung eine neue Dimension erhält: Das Gewaltverhältnis ist nun nicht länger reines Geschlechterverhältnis, sondern eingebettet in einen rassistisch argumentierten Konflikt. Die Unterdrückung der Frau wird dadurch nicht mehr als allgemein gesellschaftliches, sondern als konkret ethnisches Problem dargestellt. Das kann nach Goetz als „femonationalistisch“ bezeichnet werden – die

Verbindung feministischer Argumente mit Begriffen der „Rasse“, Nation oder Volksgemeinschaft (vgl. Goetz 2016). Dadurch können Begriffe und Forderungen des Feminismus zur Legitimation von Rassismus und in weiterer Folge von Grenzregimen herangezogen werden.

Als Ort der dargestellten Situation kann der öffentliche Raum interpretiert werden. In vielen Debatten wird der öffentliche Raum als gefährlich für Frauen dargestellt. Diese Erzählung wird durch die Darstellung im Bild unterstrichen, da auch hier Gefahr für Frauen vermittelt wird. Eine Schlussfolgerung könnte lauten, dass Frauen im privaten Bereich sicherer aufgehoben wären. Wie viele Studien zeigen, kann die Vorstellung der sicheren Privatheit statistisch widerlegt werden: Frauen sind häufiger von Gewalt im sozialen Nahraum, das heißt eher in der privaten Sphäre betroffen. Dennoch gibt es auch viele Fälle von Gewalt im öffentlichen Raum. In beiden Sphären sind die Täter statistisch gesehen häufiger Männer, was den Eindruck des Geschlechterverhältnisses als Gewaltverhältnis unterstreicht (vgl. Müller/Schrötte 2012). Die Öffentlichkeit ist ein umkämpftes Feld für Frauen, da sie ihnen im bürgerlichen Geschlechterverständnis verwehrt blieb (vgl. Hausen 2013, Klinger 1997). Die Bedeutungszuschreibung der Öffentlichkeit als „gefährlich“ kann in diesem Sinne auch bedeuten, dass Frauen erneut aus dem öffentlichen Raum verdrängt werden sollen und spielt damit auf ein traditionelles Geschlechterverständnis an.

In der Illustration sind Weiße Frauen der Prototyp für Weiblichkeit, da Schwarze Frauen nicht repräsentiert sind. Bedeutungen über eine mögliche rassifizierte Grenzziehung zwischen Frauen können nur über das Kontextwissen, dass es grundsätzlich nicht nur Weiße Frauen gibt, vermittelt werden. Schwarze Frauen werden im untersuchten Material unsichtbar gemacht. Bezogen auf die Situation kann als Bedeutung die Tendenz der Verdrängung Schwarzer Frauen aus dem öffentlichen Raum vermittelt werden. Damit wird hier eine grundsätzliche Unsichtbarkeit Schwarzer Frauen bedient. Die Verdrängung und Unsichtbarmachung Schwarzer Frauen ist ein wiederkehrendes Motiv. Nicht zuletzt auch in feministischen Bewegungen mussten und müssen diese dafür kämpfen, wahrgenommen zu werden. Lange Zeit wurden sie in der feministischen Theoriebildung ebenso vergessen, wie sie das im Rest der Gesellschaft werden (vgl. Bruns 2013). Weiße Frauen werden als Norm von Weiblichkeit herangezogen, und so werden sie auch im Untersuchungsmaterial dargestellt.

Aussagen über die dargestellte Situation

Die Situation wird im Wesentlichen durch das Bild dargestellt. Im Allgemeinen kann von einer Darstellung von Grenzziehungen gesprochen werden – Zwischen Männern und Frauen, zwischen Opfern und Tätern und zwischen Schwarzen und Weißen. Die Auseinandersetzungen zwischen diesen Gruppen finden in Form von „aggressivem und herablassenden Verhalten“ (im Text) bzw. Angriffen/Übergriffen (im Bild) statt. All diese Grenzziehungen sind also eingebettet in ein Gewaltverhältnis. Daraus kann abgeleitet werden, dass es sich um Herrschaftsverhältnisse handelt, da nach Fathi Triki Grenzziehung, die rein auf Beherrschung reduziert ist, nur gewaltvoll sein kann (Triki 2006: 32)

Die konkrete Situation vermittelt den Eindruck der Gefahr. Diese wird durch den konkret dargestellten Angriff, aber auch durch das daraus resultierende Chaos ausgelöst. Die Situation wird somit als ausweglos und die Aufrechterhaltung der Ordnung als unmöglich empfunden. Gefahr und Bedrohung bestimmen daher den Gesamteindruck des Materials. Auf der Metaebene erfolgt dadurch eine Bedrohung der BetrachterInnen des Materials, die sich selbst als Angegriffene fühlen können, sofern sie sich mit den im Bild dargestellten Opfern identifizieren. Text und Bild gemeinsam vermitteln schließlich die Bedrohung durch massenhaft einkehrende, verunsicherte Männer und ein daraus folgender möglicher Untergang des Eigenen.

In Anschluss an Bielefeld (1998), Balibar (1998) und Wallerstein (1995) kann hier davon ausgegangen werden, dass es sich um eine Legitimation der Hierarchisierung handelt. Das Argument der Kultur wird genutzt, um einen Unterschied im Zivilisationsgrad verschiedener gesellschaftlicher Gruppen aufzuzeigen und damit eine Hierarchisierung herzustellen. Das Narrativ der Zivilisation war zunächst notwendig für die imperiale Legitimation, wie Rommelspacher (1995) schreibt. Herrschaft muss legitimiert werden. Auch heute noch braucht es die Legitimation des Herrschaftsanspruches, doch die Richtung scheint sich zu ändern: Es geht nicht um Expansion sondern scheinbar um Verteidigung. Als Argument der Zivilisierung oder dessen, was verteidigt werden muss, wird der Umgang mit Frauen ins Spiel gebracht. Frauenpolitische Fortschritte werden zu Zivilisationserfolgen erklärt, die eigentliche Unabgeschlossenheit der Gleichberechtigung von Frauen oder auch Homosexuellen wird nicht länger thematisiert. Stattdessen wird diese Unabgeschlossenheit auf das Andere projiziert und damit als ein jeweils spezifisches Problem diskursiviert (vgl. Müller-Uri 2014). Die Anderen können dadurch als Bedrohung wahrgenommen werden. Dies bezeichnet Rommelspacher als

„Funktionalisierung“ des Anderen: Dieses wird verwendet, um eine „Angst vor dem Fremden“ zu schüren (Rommelspacher 1995: 179). Diese geschürte Angst kann generell als Kanalisation für bestehende Unsicherheiten fungieren, die in Europa existieren (vgl Bielefeld 1998).

Durch den Text erfolgt die Verurteilung der dargestellten Situation: Gewalt bzw. herablassendes und aggressives Verhalten Frauen gegenüber ist nicht gut. Das Material vermittelt also eine Moral. Dieser Eindruck wird verstärkt durch das Medium der Zeichnung bzw. Illustration, die nicht einmal den Anschein einer bloßen Dokumentation des Geschehenen erwecken kann, sondern eindeutig die Vorstellung einer bestimmten Person, der Illustratorin, ist. Unterstrichen durch ein (altes) Zitat einer berühmten und angesehenen Feministin erhebt das Material Anspruch auf Wahrheit und Zeitlosigkeit. Das wiederum verstärkt den moralischen Charakter des Materials.

Das Material ist daher keine objektive Darstellung einer Situation, sondern bezieht Position und kommentiert das Geschehen. Zusammengefasst lässt sich der so entstandene Kommentar etwa so formulieren: Schwarze Männer kommen massenweise zu uns, und weil sie in ihrer Männlichkeit verunsichert sind, greifen sie unsere Frauen an. Diese Aussage ähnelt jenen Ergebnissen, die bereits Dietze 2016, Goetz 2016 und Hark/Villa 2017 aus der Analyse über die Berichterstattung über ‚Köln‘ gezogen haben. Die Ergebnisse der Analyse ergeben daher, dass das „Falter“-Cover als Teil dieses Narratives identifiziert werden kann.

6. Fazit und Reflexion

Die vorliegende Arbeit versteht sich als Analyse eines Diskursfragments. Anhand dieses Diskursfragments sollte beispielhaft gezeigt werden, wie Männlichkeit und Weiblichkeit in Zusammenhang mit Begriffen der Fremdheit und Zugehörigkeit dargestellt werden können. Als Ergebnis kann festgehalten werden, dass diese Begriffe zur Differenzierung genutzt werden, also im Wesentlichen die Grenzziehungen innerhalb eines Diskurses markieren.

In einer allgemeinen Betrachtung der Ergebnisse lassen sich vier konkrete Grenzziehungen ausmachen: Am Augenscheinlichsten erscheint die Grenzziehung zwischen Schwarz und Weiß, die sich im Wesentlichen über die Zuordnung zu Täter- und Opferrollen beschreiben lässt. Diese Grenzziehung wird jedoch noch einmal durch den Gender-Aspekt differenziert. So lässt sich eine Grenzziehung zwischen Schwarzen und Weißen Männern festmachen. Diese verläuft in ethnisierenden Kategorien – eine Art der Männlichkeit wird mit Gewalt konnotiert, während die andere mit Zivilisation verbunden wird. Unterschiedliche Konzepte von Männlichkeit werden hier mit verschiedenen Graden menschlicher Entwicklung in Verbindung gebracht. Das stellt eine Hierarchisierung her, die eine Gruppe von Männern an die Spitze der Zivilisation stellt, während die anderen darunter positioniert werden. Da diese Positionen zudem durch „Schwarz“ und „Weiß“ markiert sind, was in der Bedeutung eine Ethnisierung darstellt, erhält die Erzählung ihren rassistischen Ton. Das entspricht der Narration der Zivilisation, die vor allem seit den Zeiten des Kolonialismus erzählt wird und mithilfe derer die Unterwerfung ganzer Teile der Welt legitimiert wurde. Die Grenzziehung vermittelt, dass Kultur oder „Rasse“ ein bestimmtes Verhalten hervorbringen. Dieses Verhalten wird einer moralischen Beurteilung unterzogen. Probleme werden dabei nicht in der Struktur gesucht, sondern eben in der Kultur oder „Rasse“. Das kann die Erzeugung eines rassistisch motivierten Feindbildes zur Folge haben, wodurch die strukturellen Probleme verschleiert werden können.

Die zweite Grenzziehung verläuft zwischen Schwarzen Männern und Weißen Frauen. Frauen werden in diesem Zusammenhang zu Opfern, während Männern die Täterrolle zugeschrieben wird. Die Darstellung kann in diesem Zusammenhang als Ausdruck einer sehr verkürzten Patriarchatskritik gewertet werden, in der Macht- und Gewaltverhältnisse zwar erkannt, aber einer Simplifizierung und Pauschalisierung unterzogen werden. Dies geschieht einerseits durch die Einteilung der Opfer- und Täterrollen in rassifizierenden Kriterien, indem die positionierten Figuren nicht nur einem Geschlecht zugeordnet, sondern auch als „fremd“ oder „zugehörig“ markiert werden. Die Patriarchatskritik ist daher verkürzt, da sie keine allgemeine Anwendung

findet, sondern bloß eine bestimmte Bevölkerungsgruppe zur Kritik herausgegriffen wird. Die konkrete Grenzziehung vollzieht sich dementsprechend hier zwischen Weißen Frauen und Schwarzen Männern. Das ist sozusagen der Hauptkonflikt, der nicht nur in diesem Bild, sondern auch in anderen Bildern über Köln transportiert wurde (vgl. Dietze 2016, Hark/Villa 2017). Eine weitere Verkürzung geschieht durch die Absolutheit der dargestellten Positionen, die eindeutige Täter- und Opferrollen pauschal bestimmten Gruppen der Bevölkerung zuordnen. Diese Eindeutigkeit ist real nicht gegeben und führt vor allem dazu, dass Frauen einmal mehr in die Opferposition gedrängt werden und ihnen Handlungsmöglichkeiten abgesprochen werden.

Die dritte Grenzziehung findet zwischen den dargestellten Frauen und dem Mann statt. Frauen sind als Kollektiv gefasst, während Männer als Individuen wahrgenommen werden. Dies entspricht dem bürgerlichen Gesellschaftsmodell, das den Frauen die Individuierung verwehrt, während Männer als aktive, handelnde Persönlichkeiten gelten.

Die letzte Grenzziehung, die zunächst unsichtbar bleibt, weil es keine explizite Darstellung gibt, ist jene zwischen unterschiedlichen Frauen. Weiße Frauen werden zur Norm ernannt, hinter der alle anderen Frauen zurückbleiben. Schwarze Frauen existieren im untersuchten Bild nicht und nur durch Kontextwissen kann diese Grenzziehung erkannt werden.

Was bedeuten nun diese Grenzziehungen? Sie führen dazu, dass Menschen unterschiedlichen Gruppen zugeordnet werden, die einer bestimmten Bewertung unterworfen sind. Diese Bewertung wird legitimiert, indem mit Gewalt gegen Frauen argumentiert und das einseitige Bild verbreitet wird, dass diese ausschließlich von Schwarzen Männern begangen werde. Nun geht es nicht darum, Gewalt durch Schwarze Männer zu ignorieren. Täter und Taten müssen auf der individuellen Ebene immer benannt und Konsequenzen daraus gezogen werden, Betroffene und ihre Bedürfnisse müssen ernstgenommen werden. Ein gesellschaftliches Bekenntnis gegen Gewalt an Frauen ist notwendig und wichtig, doch weder darf dieses nur dann abgegeben werden, wenn es sich um Gewalt durch rassistisch markierte Männer handelt, noch darf Gewalt aus Befürchtung davor, Rassismus zu bedienen, entschuldigt werden. Gibt es ein gesellschaftliches Bekenntnis gegen Gewalt an Frauen, so muss dies für alle Menschen gleichermaßen gelten. Eine gleiche Behandlung der Einzelfälle bedarf in einer hierarchisch strukturierten Gesellschaft einer differenzierten Betrachtung auf einer strukturellen Ebene. Hier gilt es, Gewalt gegen Frauen in ein gesellschaftliches Machtverhältnis einzuordnen. Gewalt gegen Frauen ist Ausdruck patriarchaler Herrschaftsverhältnisse. Rassismus ist Ausdruck jenes

Herrschaftsverhältnisses, das von Cornelia Klinger als Nationalismus betitelt wurde. Eine intersektionale Betrachtungsweise bedeutet, solche Herrschaftsverhältnisse nicht getrennt voneinander, sondern miteinander zu denken. Das bedeutet auf der einen Seite, dass von Rassismus Betroffene ebenso von Sexismus betroffen sein können; es bedeutet weiters, dass diese Betroffenheit sich in einer eigenen Dimension von Unterdrückung entfaltet, die nicht durch die Addition der isolierten Analyse beider Herrschaftsverhältnisse erklärbar ist. Das ist auch in der vorliegenden Arbeit zu erkennen, indem sich die Behandlung der derart Betroffenen in schierer Nichtbeachtung ausdrückt.

Eine intersektionale Betrachtung bedeutet auf der anderen Seite, dass Unterdrückungsverhältnisse ambivalent sein können. Wer im einen Moment Diskriminierung erfährt, kann im anderen Moment Privilegien nutzen. Es gibt keine Absolutheit von Täter- und Opferrollen in einer gesamtgesellschaftlichen Betrachtung. Es gibt hierarchische Positionierungen in der Gesellschaft, die sich aus herrschaftlichen Strukturen erklären lassen. Die Analyse dieser Strukturen ist daher notwendig, um Einzelfälle zu erklären – sie ist jedoch nicht dazu da, um sie zu entschuldigen. Eine kritische Position einzunehmen, bedeutet daher, differenzierte Analysen und Bilder zu präsentieren, bei denen die konkrete Tat ernstgenommen, jedoch nicht pauschalisierend mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bevölkerungsgruppe erklärt wird. Diese differenzierende Betrachtung ist nicht immer einfach. Jedes Mitglied der Gesellschaft ist auch in dieser positioniert und bezieht seinen Blickwinkel aus dieser Position. Es ist unmöglich, gänzlich aus dieser herauszutreten und eine objektive Wahrnehmung zu präsentieren. Es kann jedoch helfen, die eigene Position klarzustellen und reflektierend in die Diskussion einzubringen.

Neben dem Ziel, darzustellen, wie Grenzziehungen in der Gesellschaft passieren und wie diese in medial verbreiteten Bildern reproduziert werden, ging es in der vorliegenden Arbeit auch darum, dem Unbehagen, welches sich im Zuge der Debatten rund um „Köln“ für einige feministische Strömungen einstellte, zu begegnen. Es ging darum, in die Diskussion des vermeintlichen gegenseitigen Ausschlusses von Feminismus und Antirassismus einzutreten, und Perspektiven zu liefern, die diesem Ausschluss zuwiderlaufen. Es muss der Anspruch kritischer Forschung sein, gesellschaftliche Entwicklungen zu hinterfragen und die Möglichkeit zu liefern, Gegenkonzepte zu entwickeln. Nur so kann der Zusammenschluss von Wissenschaft mit Politik und Zivilgesellschaft gewährleistet sein – indem die Forschung ihren Sinn darin sieht, ihre Ergebnisse den Letzteren zur Verfügung zu stellen. Gerade für die feministische Forschung muss es daher ein Anliegen sein, mit ihren Untersuchungen die Diskussionen

innerhalb des feministischen Spektrums zu erweitern. Indem ich ein Thema gewählt habe, dessen Diskussion ich innerhalb dieses Spektrums als sehr kontrovers erlebte, wollte ich versuchen, einen Beitrag zu einer feministisch-antirassistischen Perspektive zu leisten. Dafür erschien es mir wichtig, ein Diskursfragment zu bearbeiten, das zumindest in Österreich zu einer Debatte in der medialen Öffentlichkeit sowie innerhalb des feministischen Spektrums geführt hatte. Daher wurde das Coverbild des „Falter“ ausgewählt, um meine Forschungsfragen mithilfe einer qualitativen Bildanalyse zu untersuchen.

Im Nachhinein betrachtet wäre es sinnvoll gewesen, sich intensiver mit der Auswahl der Methode auseinanderzusetzen. Zwar hat die struktural-hermeneutische Text-Bildanalyse interessante Ergebnisse geliefert, mit denen sich gut arbeiten ließ, allerdings wurde im Laufe der Untersuchung klar, warum diese Methode in erster Linie für große Materialkorpora angewendet wird: Ziel ist es, die gesellschaftlich relevanten Symbole zu erkennen. Dafür ist es notwendig, mit vielen Materialien zu arbeiten, um ein Muster der Symboliken zu erkennen. Ich habe jedoch für die Analyse aus Interesse heraus ein einziges Bild ausgewählt und untersucht. Man kann also nicht davon ausgehen, dass dieses Bild Teil eines gesellschaftlichen Musters ist. Um dieses Muster zu erkennen wäre es notwendig gewesen, eine andere Forschungsfrage zu formulieren und anhand derer das Material auszuwählen. Es wäre sicher interessant gewesen, mehr Material in die Analyse miteinzubeziehen, doch erschien mir das vorliegende Material als sehr relevant, weshalb ich an der Auswahl festhielt. Für meine ausgewählte Forschungsfrage und das Material wäre allerdings eine andere Untersuchungsmethode unter Umständen besser geeignet gewesen. Für eine noch stärkere Dekontextualisierung der einzelnen Bildelemente würde sich beispielsweise die Segmentanalyse nach Roswitha Breckner anbieten. Breckner geht davon aus, „dass jeder Fall – also auch ein einzelnes Bild, wenn dies zum Fall gemacht wird – im gesellschaftlich und zeithistorisch bedingten Möglichkeitshorizont theoretisch verallgemeinbare Phänomene sozialer Wirklichkeiten enthält.“ (Breckner 210: 272). Bei dieser Methode wird das zu untersuchende Bild in einzelne Segmente geteilt, die der Interpretationsgruppe ohne Vorkenntnis des Gesamtbildes zur Interpretation vorgelegt werden (ebd.: 287). Dadurch können die einzelnen Bildelemente unabhängig vom unmittelbaren bildlichen Kontext analysiert werden. Diese Dekontextualisierung hätte unter Umständen auch bei der vorliegenden Untersuchung neue, interessante Ergebnisse bringen können. Zum Zeitpunkt der Realisierung dieses Problems war die Untersuchung jedoch bereits so weit fortgeschritten, dass ein Umschwenken auf eine neue Methode zu zeitintensiv gewesen wäre, was daher aus pragmatischen Gründen ausgeschlossen wurde.

Als schwierig empfand ich zudem die Umsetzung der Untersuchung. Da die Analyse des Materials alleine nicht zielführend war, habe ich im Abstand von einigen Monaten zwei Interpretationsgruppen eingesetzt, die aus KollegInnen aus der Soziologie bestanden. Obwohl diese sehr hilfreich waren, da sie aufgrund ihrer Theorie- und Methodenkenntnisse elaborierte Beiträge zur Analyse liefern konnten, war es dennoch auch hier erneut eine äußerst pragmatische Entscheidung, die mehr oder minder im Sinne der Verfügbarkeit und des Zufalls getroffen wurde. Ich habe im Vorhinein kein Konzept entwickelt, durch welches ausgewählt werden konnte, wessen Interpretationen und Sichtweisen ich in meine Arbeit einfließen lasse. Zwar ist die Methode aufgrund ihrer hermeneutischen Anteile darauf ausgelegt, möglichst alle Interpretationsmöglichkeiten zu formulieren und gegebenenfalls wieder zu verwerfen, doch stellt sich immer die Frage, ob nicht dennoch blinde Flecken dabei überbleiben. Und solche blinden Flecken entstehen grundsätzlich, wenn nicht unterschiedliche Perspektiven miteinbezogen werden. Um diese blinden Flecken auszuleuchten wäre es daher vermutlich gut gewesen, die Auswahl der Personen für die Interpretationsgruppen konkreter festzulegen. Im Sinne des Themas der Arbeit wäre es daher vermutlich sinnvoll gewesen, wenn zumindest eine Person an der Analyse mitgearbeitet hätte, die selbst von Rassismus betroffen ist, um auch diese Perspektive einfließen zu lassen.

Die Analyse kann daher auch keine Aussage über die tatsächliche Betroffenheit von Rassismus beziehungsweise der Betroffenheit durch das Material selbst machen; Ausgangspunkt der Arbeit war daher in erster Linie, mithilfe von theoretischen Konzepten zu erklären, welche Strategien sich in dem Diskurs, dessen Teil das Material ist, befinden. Aufgrund der Rahmenbedingungen konnte daher nur versucht werden die Forschungsfragen aus der Perspektive der Dominanzgesellschaft zu beantworten, ohne näher darauf einzugehen, was das für Betroffene bedeutet. Es ist klar, dass das bedeutet, dass diese Analyse ein bloßer Ausschnitt dessen bleibt, was rassistische Repräsentationen tatsächlich bedeuten.

Trotz der Schwierigkeit in der Untersuchung lässt sich sagen, dass sich die Ergebnisse weitgehend mit bisherigen Beobachtungen wie beispielsweise Dietze 2016, Goetz 2016 und Hark/Villa 2017 decken und daher als Fortsetzung bzw. Ergänzung eines sozialwissenschaftlichen und feministischen Diskurses über die Bedeutung von „Köln“ dienen können.

Quellenverzeichnis

Literatur

Adorno, Theodor; Horkheimer, Max (2004): Dialektik der Aufklärung. 15. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag

Balibar, Etienne 1998: Der Rassismus: auch noch ein Universalismus. In: Bielefeld, Ulrich (Hrsg.) 1998: Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der alten Welt. Hamburg: Hamburg Ed., S. 175-188

Bauman, Zygmunt 1998: Moderne und Ambivalenz. In: Bielefeld, Ulrich (Hrsg.) 1998: Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der alten Welt. Hamburg: Hamburg Ed., S.23-44

Becker-Schmidt, Regina 1997: Hegemonie und Agonalität – Kategorien einer feministischen Machtkritik. In: Gerhard, Ute et al. (Hrsg.) 1997: Differenz und Gleichheit. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag, S. 299-303

Berghaus, Margot 2003: Luhmann leicht gemacht. Eine Einführung in die Systemtheorie. Köln: Böhlau Verlag GmbH & Cie

Bielefeld, Ulrich 1998a: Einleitung. In: Bielefeld, Ulrich (Hrsg.) 1998: Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der alten Welt. Hamburg: Hamburg Ed., S. 9-22

Bielefeld, Ulrich 1998b: Das Konzept des Fremden und die Wirklichkeit des Imaginären. In: Bielefeld, Ulrich (Hrsg.) 1998: Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der alten Welt. Hamburg: Hamburg Ed., S. 97-128

Breckner, Roswitha 2010: Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien. Bielefeld: transcript Verlag

Breger, Claudia 2013: Identität. In: Von Braun, Christina; Stephan, Inge [Hrsg.] 2013: Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag. S. 55-76

Brubaker, Rogers; Cooper, Frederick 2000: Beyond „identity“. Theory and Society. Vol. 29, No. 1 (Feb., 2000), S. 1-47

Bruns, Claudia 2013: Rassismus. In: Von Braun, Christina; Stephan, Inge [Hrsg.] 2013: Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag. S. 213-246

Burker, Günther 2011: Grundfragen der Geschlechterforschung. In: Jansen-Schulz, Bettina; Van Riesen, Kathrin [Hrsg.] 2011: Vielfalt und Geschlecht – relevante Kategorien in der Wissenschaft. Opladen & Farmington Hills: Budrich UniPress Ltd., S. 25 – 49

Candeias, Mario (2007: Gramscianische Konstellationen. In: Merkens, Andreas; Rego Diaz, Victor (2007): Mit Gramsci arbeiten. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis. Hamburg: Argument Verlag. S. 15-31

Carbado, Devon M; Crenshaw, Kimberlé Williams; Mays, Vicky M.; Tomlinson, Barbara 2013: Intersectionality. Mapping the Movements of a Theory. In: Du Bois Review: Social Science Research on Race 10:2 2013, S. 303-312

Connell, Raewyn, 2015: Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden

Cyba, Eva 2010: Patriarchat: Wandel und Aktualität. In: Becker, Ruth; Kortendieck, Beate 2010: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17-22

De Beauvoir, Simone (2000 [1951]): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH

Dietze, Gabriele 2016: Das ‚Ereignis Köln‘. In: Femina Politica 1/2016. S. 93 – 102

Eckes, Thomas 2010: Geschlechterstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen. In: Becker, Ruth; Kortendieck, Beate 2010: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 171-182

Eickhof, Ilka 2010: Antimuslimischer Rassismus in Deutschland. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin

Engler, Steffani 2010: Habitus und sozialer Raum: Zur Nutzung der Konzepte Pierre Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth; Kortendieck, Beate 2010: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 250-261

Falter. Stadtzeitung Wien. Zeitschrift für Kultur und Politik, Ausgabe 1-2, 2016. Wien: Falter Verlag

Foucault, Michel, 1983: Sexualität und Wahrheit. 1. Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Foucault, Michel 2001: Vorlesung vom 17. März 1976, in: ders.: In Verteidigung der Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 282-311

Goetz, Anja 2016: Feminismus von rechts? – Eine unbehagliche Frage. In: Femina Politica 2/2016. S. 129 – 138

Hall, Stuart 1989: Ideologie, Kultur, Rassismus. Ausgewählte Schriften 1. Hamburg: Argument Verlag

Hall, Stuart 2004: "Das Spektakel des 'Anderen', in: Koivisto, Juha/Merkens, Andreas: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4, Hamburg: Argument 2004, S. 108-166.

Hark, Sabine; Villa, Paula-Irene 2017: Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart. Bielefeld: Transcript Verlag

Haug, Frigga 1997: Tagträume eines sozialistischen Feminismus. In: Gerhard, Ute et al. (Hrsg) 1997: Differenz und Gleichheit. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag, S. 82-94

Hausen, Karin 2013: Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte. Vandenhoeck & Ruprecht & Co. KG: Göttingen

- Jäger, Siegfried 1993: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Duisburg: DISS
- Klinger, Cornelia 1997: Welche Gleichheit und welche Differenz? In: Gerhard, Ute et al. (Hrsg) 1997: Differenz und Gleichheit. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag, S. 112-119
- Klinger, Cornelia 2008: Überkreuzende Identitäten – Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. In: Klinger, Cornelia/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.) 2008: Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 38–68
- Kosnick, Kira 2016: Aus westlicher Sicht: Das „Ereignis Köln“ und Perspektiven transnationaler feministischer Solidarität. In: Femina Politica 2/2016. S. 147-155
- Krotz, Friedrich 2000: Cultural Studies – Radio, Kultur und Gesellschaft. In: Neumann-Braun, Klaus; Müller-Doohm, Stefan (Hrsg.) 2000: Medien- und Kommunikationssoziologie: eine Einführung in zentrale Begriffe und Theorien. Weinheim [u.a.]: Juventa-Verl., S. 159-180
- Lenz, Ilse 2010: Intersektionalität: Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und sozialer Ungleichheit. In: Becker, Ruth; Kortendieck, Beate 2010: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden : VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 158-165
- Maiolino, Angelo 2014: Politische Kultur in Zeiten des Neoliberalismus. Eine Hegemonieanalyse. Bielefeld: transcript Verlag
- Mills, Sara 2007: Der Diskurs. Begriff, Theorie, Praxis. Tübingen [u.a.] : A. Francke Verlag
- Mitchell, William J.T. (1990): Was ist ein Bild? In: Bohn, V. (Hrsg.): Bildlichkeit. Internationale Beiträge zur Poetik. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 17-68
- Müller, Ursula; Schrötte, Monika 2012: Gewalt gegen Frauen und Gewalt im Geschlechterverhältnis. S. 668-691. In: Albrecht, Günter; Groenemeyer [Hrsg.] 2012: Handbuch soziale Probleme. Band 1, Band 2. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 668-691
- Müller-Doohm, Stefan 1993: Visuelles Verstehen – Konzepte kultursoziologischer Bildhermeneutik. In: Jung, Thomas; Müller-Doohm, Stefan [Hrsg.] 1993: „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S.438-457
- Müller-Doohm, Stefan 1997: Bildinterpretation als struktural-hermeneutische Symbolanalyse. In: Hitzler, R./Hohner, A. (Hg.) Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung, Opladen: Leske + Budrich, S. 81-108
- Müller-Uri 2014: Antimuslimischer Rassismus. Wien: Mandelbaum-Verlag
- Neumann-Braun, Klaus 2000: Medien – Medienkommunikation. In: Neumann-Braun, Klaus; Müller-Doohm, Stefan (Hrsg.) 2000: Medien- und Kommunikationssoziologie: eine Einführung in zentrale Begriffe und Theorien. Weinheim [u.a.]: Juventa-Verl., S.29-40
- Pinn, Irmgard; Nebelung, Michael, 1992: Vom "klassischen" zum aktuellen Rassismus in Deutschland: das Menschenbild der Bevölkerungstheorie und Bevölkerungspolitik. Duisburg: DISS

Räthzel, Nora 2010: Rassismustheorien: Geschlechterverhältnisse und Feminismus. In: Becker, Ruth; Kortendieck, Beate 2010: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 276-284

Redtke, Frank-Olaf 1998: Lob der Gleich-Gültigkeit. Zur Konstruktion des Fremden im Diskurs des Multikulturalismus. In: Bielefeld, Ulrich (Hrsg.) 1998: Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der alten Welt. Hamburg: Hamburg Ed, S. 79-96

Rommelspacher, Birgit 1995: Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. 1. Auflage. Berlin: Orlanda Frauenverlag.

Rossanda, Rossana 1997: Differenz und Gleichheit. Eröffnungsvortrag. In: Gerhard, Ute et al. (Hrsg) 1997: Differenz und Gleichheit. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag, S. 13-28

Said, Edward W., 1994: Orientalism. New York, NY: Vintage Books

Scheiterbauer, Tanja 2016: Wider die Kulturalisierung des Sexismus! Klasse, Kultur und Geschlecht in Kämpfen gegen sexuelle Belästigung und sexualisierte Gewalt in Ägypten. In: Femina Politica 2/2016, S.138 - 147

Schöfthaler, Traugott 2006: Plädoyer für eine Rekonstruktion unseres Verständnisses von Kultur und kulturellen Identitäten. In: Wulf, Christoph; Polain, Jacques; Triki, Fathi [Hrsg] 2006: europäische und islamisch geprägte Länder im Dialog. Gewalt, Religion und interkulturelle Verständigung. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 260 - 264

Stögner, Karin 2014: Antisemitismus und Sexismus. Historisch-gesellschaftliche Konstellationen. Baden Baden: Nomos Verlagsgesellschaft

Triki, Fathi 2006: Sozialität, Gewalt und Religion. In: Wulf, Christoph; Polain, Jacques; Triki, Fathi [Hrsg] 2006: europäische und islamisch geprägte Länder im Dialog. Gewalt, Religion und interkulturelle Verständigung. Berlin/Boston: De Gruyter, S.22-34

Von Braun, Christina 2006: Alphabet und Schleier. Die Geschlechterordnung in der Begegnung von Orient und Okzident. In: Wulf, Christoph; Polain, Jacques; Triki, Fathi [Hrsg] 2006: europäische und islamisch geprägte Länder im Dialog. Gewalt, Religion und interkulturelle Verständigung. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 62-76

Wagner, Elke 2014: Mediensoziologie. UVK Verlagsgesellschaft mbH: Konstanz und München

Wallerstein, Immanuel 1995: Die unüberwindlichen Widersprüche des Liberalismus. In Fischer/Wöflingseder (Hrsg) 1995: Biologismus, Rassismus, Nationalismus: rechte Ideologien im Vormarsch. Wien: Promedia, S. 184-199

Wetterer, Angelika: Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth; Kortendieck, Beate 2010: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 126-136

Yuval-Davis, Nira 2001: Geschlecht und Nation. Emmendingen: Verl. Die Brotsuppe

Online-Quellen

an.schläge 27.04.2016: Facebook-Posting

<https://www.facebook.com/anschlaege/posts/10153821143112663>, Zugriff am 14.08.2017, 15:00 Uhr

Eul, Alexandra 02.05.2016: Rassistischer geht's nicht?

<http://www.emma.de/artikel/rassistischer-gehts-nicht-332455>, Zugriff am 14.08.2017, 15:20

Gümüşay, Kübra; Wizorek, Anne et. al. 2016: Gegen sexualisierte Gewalt und Rassismus.

Immer. Überall. #ausnahmslos <http://ausnahmslos.org/post/136955076055/gegen-sexualisierte-gewalt-und-rassismus-immer> Zugriff am 07.02.2018, 16:30 Uhr

Klenk, Florian 27.04.2016: Twitter- Posting

<https://twitter.com/florianklenk/status/725283017355333633>, Zugriff am 14.08.2017, 15:00 Uhr

Redaktion, „Der Standard“, 25. 04.2016: Sexuelle Übergriff in Köln: Presserat rügt „Falter“-Cover. <http://derstandard.at/2000035701837/Sexuelle-Uebergriffe-in-Koeln-Presserat-ruegt-Falter-Cover>, Zugriff am 14.08.2017, 14:10 Uhr

Schwarzer, Alice 02.05.2016: Was ist Satire bzw. Kunst?

<http://www.aliceschwarzer.de/artikel/was-ist-satire-bzw-kunst-332459>, Zugriff am 14.08.2017, 15:20

Susemichel, Lea 2.05.2016: Warum das feministische Magazin „an.schläge“ sich gegen einen Shitstorm behaupten muss. <http://missy-magazine.de/blog/2016/05/02/warum-sich-das-feministische-magazin-an-schlaege-gegen-einen-shitstorm-behaupten-muss/>, Zugriff am 14.08.2017, 15:10

Tschaikner, Bianca 20.01.2016: Rassismus? Illustratorin Bianca Tschaikner antwortet ihren Kritikern.

https://www.falter.at/archiv/FALTER_201601203C8E313DFB/rassismus-illustratorin-bianca-tschaikner-antwortet-ihren-kritikern, Zugriff am 14.08.2017, 14:50 Uhr

Tschaikner, Bianca 27.04.2016: Twitter-Posting

https://twitter.com/__beetee__/status/725349351103541249, Zugriff am 14.08.2017, 15:00 Uhr

Anhang

Abstracts

Deutsch

In der Silvesternacht 2015/2016 kam es in Köln zu einer hohen Anzahl sexualisierter Übergriffe. Daraufhin erhielt ein Diskurs, bei dem Sexismus und Frauenunterdrückung primär „anderen“ Kulturen zugeschrieben wurde, erneut Aufschwung. Im Zuge der Berichterstattung wurden mehrere Illustrationen veröffentlicht, die als symbolische Darstellung des „Ereignis Köln“ bezeichnet werden können. Eine dieser Illustrationen erschien in der österreichischen Wochenzeitung „Falter“ (1-2/2016). Diese wurde für die vorliegende Arbeit mithilfe der struktural-hermeneutischen Text-Bild-Analyse nach Stefan Müller-Doohm untersucht. Die Untersuchung sollte zeigen, inwiefern Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit rassifiziert dargestellt werden. Dafür wurden Bedeutungen des Untersuchungsmaterials rekonstruiert und theoriegeleitet interpretiert. Es konnte gezeigt werden, dass in den Bedeutungen der Illustration mehrere symbolische Grenzziehungen vollzogen werden. Insbesondere wird ein Narrativ bedient, bei dem die Ablehnung Fremder und insbesondere fremder Männer legitimiert wird. Diese Legitimation erfolgt durch die Postulierung einer außergewöhnlichen Gefahr für Frauen durch diese Art von Männern.

English

On New Year's Eve 2015/2016 a large number of sexual assaults occurred in Cologne. This was accompanied by a discourse that attributed sexism and women's oppression to "other" cultures. During the coverage of the "event Cologne" several newspapers published illustrations that presented symbolically what had happened. One of these illustrations was published in the Austrian weekly newspaper "Falter" (1-2/2016). The work in hand analyses this illustration with the method of structural-hermeneutic text-image-analysis by Stefan Müller-Doohm. The study shows how images of masculinity and femininity are represented in a racialized way. In order to do so the meanings of the studied material were reconstructed and the following interpretation was done in a theory-driven way. The analysis shows that the meanings of the illustration enforce various symbolic demarcations, particularly a narrative that legitimizes the rejection of foreign people and especially foreign men. The legitimation works by postulating an extraordinary danger for women that seems to come from these men.

MEINUNG Armin Thurnher: die Putinisierung Europas S. 5	POLITIK Die Tiroler: VdB vs. Khol	MEDIEN Politiker entdecken Youtube für sich S. 20	FEUILLETON Gerhard Stöger zum Tod des Pop-Gottes David Bowie S. 30
---	--	--	---

FALTER



€ 3,50
 Nr. 1-2/16 13.1.16
 Programmspielraum:
 15.1. bis 21.1.16

STADTLIBEN Ich mach dich Marathon!	STIEIERMARK Der ehemalige Flüchtling Fred Oehenhen über seine Biografie S. 44	ALLE TERMINE 15.1.-21.1. Falter:Woche – 48 Seiten Wien und Steiermark, Tagesprogramm, Kritik
---	--	---

ILLUSTRATION: BIANCA TSCHAIKNER



„Niemand ist den Frauen gegenüber aggressiver oder herablassender als ein Mann, der sich seiner Männlichkeit nicht ganz sicher ist“
 SIMONE DE BEAUVOIR (1908 – 1986)



DER GRÜNE KAKADU

nach Arthur Schnitzler
 In einer neuen Version mit Texten
 von Bernhard Studlar
 URAUFFÜHRUNG
 Regie Lucia Bihler
 14.1. – 12.2.2016
www.schauspielhaus.at

SCHAUSPIELHAUS WIEN



9 004654 046637

€ 3,50

Leitfaden nach Stefan Müller-Doohm, 1997, S. 105:

1. Bildelemente:

- Objektbeschreibungen (das jeweils Dargestellte)
- Konfigurationen der dargestellten Objekte (Personen wie Dinge)
- Szenische Relationen/Situationen
- Aktionale Relationen
- Zusätzliche Bildelemente im Gesamtbild (z.B. Logos oder Detailaufnahmen bei Gesamtanzeige)

2. Bildräumliche Komponenten

- Bildformat (Gesamtbild als auch Bilder darin)
- Allgemeinperspektivische Bedingungen: Vordergrund/Hintergrund, Fluchtlinien, partielle Raumperspektiven etc., planimetrische Bedingungen (Linien, Zentralität, etc.)
- Einzelperspektivische Anordnungen der Objekte

3. Bildästhetische Elemente:

- Licht-Schattenverhältnisse
- Stilmomente/-arten
- Stilgegensätze/Stilbrüche
- Graphische/photographische Praktiken
- Druckart, Druckträger
- Farbgebungen/Farbnuancen

4. Textelemente

- Signifikantes Vokabular
- Morphologische Besonderheiten (Akronyma, Rechtschreibänderungen, Assonanzen)
- Phraseologismen (stilistische Mittel, Anspielungen)
- Isotopiemerkmale, -verhältnisse
- Syntaktische Besonderheiten (Satztyp, Satzgefüge, grammatikalische Funktionen wie Modus, Tempus, Interpunktion etc.)
- Maßgeblicher Textstil (narrativ, informativ, rhetorisch)
- Funktionale Satztypen (perlokutionäre Akte z.B.)
- Schriftarten, Ästhetik des Schriftbildes
- Sekundärinformation (Preise, Katalognummern u.a.)

5. Bild-Textverhältnis:

- Emblematische Verhältnisse (Überschrift, Bild, Text [subscript])
- Größenverhältnis von Text und Bild
- Quantitatives Verhältnis von Text in der Anzeige
- Lokalisierung der Schrift

6. Bildtotalitätseindruck

- Gesamteindruck im Sinne „Stimmungseindruck“

Interpretationsprotokoll

Rekonstruktion – Bild

Da es sich bei dem Bild um eine Zeichnung handelt, kann hier weniger von einer Dokumentation eines realen Ereignisses, sondern eher von einer verdichteten, überspitzten Darstellung einer Situation gesprochen werden. Dies wird zudem dadurch unterstrichen, da die Zeichnung comichaft und nicht realistisch ist. Das Bild ist in Schwarz und Weiß gehalten, es gibt keine Zwischentöne und Schattierungen. Dadurch wirkt das Bild sehr düster, fällt aber vor allem durch die starke Kontrastierung auf: Es werden Gegensätze dargestellt.

Auf dem Bild sind viele Männer zu sehen, die ähnlich aussehen und als dunkle Figuren beschrieben werden können. Da sie mit schwarzen Attributen versehen sind, dominiert das „Schwarze“ oder „Dunkle“ bei der Figurbeschreibung. Da wir uns im mitteleuropäischen Kontext befinden, interpretierten die Analysegruppen, dass es sich bei den dunkel gezeichneten Männern um rassistisch markierte „Andere“ handelt. In weiterer Folge werden sie hier als „Schwarze“ Personen benannt. Sie befinden sich in der Mehrheit, während die Weißen Personen in der Minderheit sind. Die hell oder weiß gezeichneten Figuren wurden als der dominanten Gesellschaft zugehörige Personen gelesen. Das „Andere“, welches durch die schwarz/weiß-Kontrastierung im starken Gegensatz dazu steht, ist dementsprechend „nicht zugehörig“. Die Figuren könnten dementsprechend Migranten sein. Mit den dunklen Haaren und Augenbrauen könnten orientalistische Stereotype bedient werden. Die großen Nasen wiederum könnten auf antisemitische Stereotype hindeuten. Die Zeichnung scheint jedoch allgemein auf bekannte Darstellung des „Anderen“ zu referieren. Die Männer haben keine Bärte, bis auf einen, der einen Stoppelbart hat. Es kann daher darauf geschlossen werden, dass es sich nicht um eine Darstellung radikaler Islamisten handelt.

Die Schwarzen Männer greifen die restlichen Figuren an. Es sind vielmehr Angreifer als Angegriffene im Bild dargestellt. Die Gefahr liegt nicht nur darin, dass sie einen Angriff ausführen, sondern noch dazu viele sind. Durch ihre hohe Anzahl dominieren sie das Bild. Die Schwarzen Männer werden daher als Täter in den Fokus der Bildbotschaft gerückt. Sie wirken zudem wie eine „Masse“. In den Interpretationsgruppen wurde hervorgehoben, dass es sich um eine Masse und keine Menge handelte. Während eine Menge eher mit geordneten Verhältnissen assoziiert wurde, wirkt bei der Masse das Moment des Chaos und der Unkontrolliertheit mit, womit auch die Darstellung im Bild beschrieben werden kann. Da Masse auch Übermacht bedeuten kann, vor allem im Kontext des Angriffes, bei dem Einzelpersonen von mehreren Personen gleichzeitig attackiert werden, wurde hier interpretiert, dass die Möglichkeit, sich zu wehren, unmöglich sei. Da es sich um eine Masse handelt, wird davon ausgegangen, dass es sich um einen öffentlichen Raum handelt. Im privaten Raum können keine Massen eher weniger auftauchen. Der Angriff findet daher im öffentlichen Raum statt. Das Thema der sexuellen Belästigung wird damit in die Öffentlichkeit geholt. Mit der Ethnisierung wird das Problem öffentlich gemacht. Eine These, die sich daraus ableiten lässt, lautet: „Früher konnten Frauen problemlos draußen sein, jetzt werden sie wieder aus der Öffentlichkeit gedrängt.“

Die Schwarzen Männer wirken mit ihren gezackten Zähnen, herausgestreckten Zungen und den heruntergezogenen dunklen Augenbrauen grimmig oder sogar diabolisch. In der Interpretation wurde die Darstellung oftmals mit etwas Animalischem oder Teuflischem assoziiert. Vor allem die Zähne und die herausgestreckten Zungen erinnern einerseits an zähnefletschende oder lechzende Tiere, gleichzeitig wirken die Gesichter wie Teufelsmasken wie beispielsweise die des Krampusses. Eine weitere Assoziation war die des Zombie-Angriffs. Alle Assoziationen

drücken Gefahr aus. Das Animalische genauso wie die Zombie-Assoziation drückt das Unkontrollierte aus: Es geht um eine fehlende Triebunterdrückung. Dem Teuflischen haftet nicht nur Boshaftigkeit, sondern auch Besessenheit an. In allen drei Assoziationen drückt sich somit nicht Nicht-Beherrschung des eigenen Körpers aus. Da die Männer nicht nur als animalisch interpretiert wurden, sondern auch in großer Anzahl und in Gruppen gezeichnet wurden, liegt der Vergleich mit einem Rudel nahe. Im Rudel drückt sich das Zusammengehörige, die Gruppenbildung aus. Das Rudel hält zusammen, es hat ein gemeinsames Ziel.

Die Mimik der Schwarzen Männer wirkt böse oder aggressiv, aber zwei Männer lachen oder grinsen, einzelne haben einen beobachtenden, nachdenklichen Blick. Dies kann daraufhin deuten, dass sich Einzelne über den Gewaltakt freuen. Einer der Männer hat seinen Blick aus dem Bild auf die BetrachterInnen gerichtet, es wirkt abwartend, wie ein Wächter oder Beobachter, interessiert an der Reaktion der BetrachterInnen. Das Ziel könnten nicht bloß die Angegriffenen sein, sondern auch die Reaktion der BetrachterInnen. Da die Männer fast alle in Richtung ihrer Angriffsobjekte blicken, wirkt es, als wären sie böse oder aggressiv ihren Angriffszielen gegenüber. Das unterstreicht die These des gemeinsamen, gemeinschaftlichen Ziels. Obwohl im Einzelnen Unterschiede zwischen den Schwarzen Männern ausgemacht werden, wirken sie alle sehr ähnlich. Sie erscheinen daher entindividualisiert und wie eine zusammengehörige Masse. Eine klare Unterscheidung ist in erster Linie zwischen Schwarzen und Weißen Figuren zu erkennen. Die Konfliktlinie verläuft zwischen Schwarz und Weiß.

Die Hände der Schwarzen Männer sind gekrümmt und spitz und erinnern an Flammen. Das wiederum drückt eine potentiell lebensbedrohliche Gefahr aus. Der Angriff beschränkt sich jedoch auf das Anfassen. Es ist keine maßlose Brutalität dargestellt. Daraus kann interpretiert werden, dass es sich hier (noch) um keine vollständige Eskalation handelt. Da es sich um die Darstellung eines Moments handelt, kann dies bedeuten, dass diese Eskalation stattfinden kann, aber nicht muss.

Der Mann mit der Kappe hebt sich von den anderen Männern ab, da er helle Haare und Augenbrauen hat und eine Uniform zu tragen scheint. Er könnte als Polizist gelesen werden. Als Polizist ist er ein Ordnungshüter und hat eine gewisse Autorität. Er scheint aber der einzige Mann in dieser Darstellung zu sein, der selbst angegriffen wird. Der Angriff auf den Mann unterscheidet sich von den anderen Angriffen, da er nur mit der Attacke durch eine Person konfrontiert ist. Man sieht nur ein Paar Hände, die anderen Schwarzen Männer in der Gruppe stehen rundherum. Es ist ein weniger schwerwiegender Angriff. Obwohl die Schwarzen Männer in der Überzahl sind, findet der Kampf selbst nur zwischen zwei Personen statt, die restlichen Männer greifen nicht ein. Die Beobachter scheinen einen gewissen Respekt vor dem eins-zu-eins Duell zwischen den beiden Männern zu haben. Dadurch hat der Weiße Mann mehr Handlungsfähigkeit. Er scheint zu versuchen, die Angriffe abzuwehren, doch es gelingt ihm nicht. Es ist unklar, ob er sich verteidigt oder selbst gerade versucht, aktiv etwas gegen die Angreifer zu unternehmen. Er wird jedoch aktiver als die Frauen, die angegriffen werden. Er ist nicht verzweifelt, wie die Frauen, aber er wirkt überfordert, da er alleine ist. Als Polizist müsste er für Ordnung sorgen. Diese Ordnung kann aufgrund der Masse der Angreifer jedoch nicht mehr aufrechterhalten werden. Die Interpretation als Verteidigung liegt also dennoch nahe.

Der Angriff auf den Mann ist zudem die Spitze der Bildmitte und gleichzeitig die Spitze des „Angriffsbogens“. Bei ihm spitzt sich der Angriff metaphorisch zu. Dieser Angriff ist also auf mehreren Ebenen herausstechend: Es gibt hier im Gegensatz zu den anderen Angriffen keine Übermacht, sondern zwei Hauptakteure, die beide aktiv sind und sich gewissermaßen

duellieren. Zudem ist dies der Angriff, der über allen anderen steht. Dies kann interpretiert werden als nächste Eskalationsstufe. Die Angreifer treffen nicht nur die ohnehin wehrlosen Opfer, sondern bereits auch stärkere Gegner, wie etwa die Polizei oder den Weißen Mann.

Die dargestellten Frauen sind alle hell und haben weiße Haare. Es gibt keine dunkelhaarigen Frauen. Schwarze Frauen scheinen in dieser Darstellung überhaupt nicht zu existieren. Da es sich wahrscheinlich um eine Szene in der Öffentlichkeit handelt, könnte das dafür sprechen, dass Schwarze Frauen als zurück in den privaten Bereich gedrängt gesehen werden und somit keinen Platz in der öffentlichen Sphäre erhalten. Für die Darstellung dieser Szene scheinen sie jedenfalls keine Rolle zu spielen. Die dargestellten Frauen sind einander ähnlich, alle weinen und haben den Mund offen, die Mundwinkel nach unten gezogen. Sie werden begripscht und bedrängt. Sie wirken verzweifelt und unglücklich. Ihr Blick fokussiert nichts, sondern scheint ins Leere zu gehen. Sie versuchen keinen Blickkontakt mit jemandem, beispielsweise dem Polizisten oder einander, zu suchen. Sie sind isoliert und passiv. Es wirkt, als gäbe es nichts was sie tun könnte. Sie wirken vollkommen hilflos und sind bloße Opfer. Dadurch wirken sie als bloße Objekte der Aggression der Schwarzen Männer. Die Objektivierung der Frauen findet daher nicht nur durch die Tat, sondern auch durch die Darstellung der Tat statt. Da teilweise Brüste zu sehen sind, wirken die Frauen nackt, doch nicht alle sind es. Bei einer Frau ist deutlich ein Kleidungsstück zu sehen, das von einem der Angreifer weggerissen zu werden scheint. Die Frauen werden also entblößt und ihres letzten Schutzes, der Kleidung, beraubt. Die Kleidung wirkt allerdings wie ein bloßes Tuch, die Frauen scheinen darunter keine Unterwäsche zu tragen, was ungewöhnlich ist. Die Entblößung des völlig nackten Frauenkörpers deutet verstärkt auf Wehrlosigkeit und Schutzlosigkeit hin und verdeutlicht, wie gravierend die Situation ist. Das unterstreicht erneut den absoluten Opfercharakter, den die Frauen einnehmen. Aufgrund der gravierenden Situation, die keinerlei Schutz oder die Möglichkeit, sich zu wehren, bietet, sind sie in ihrem Opferstatus unangetastet und von jeglicher Schuld befreit. Die Opfer sind in der Minderheit. Sie werden von der Mehrheit angegriffen. Es handelt sich also um keinen Konflikt auf Augenhöhe, sondern um einen Übergriff einer Gruppe, die übermächtig ist, auf eine andere, die sich nicht wehren kann. Die Gruppen rund um die Frauen wirken wie Strudel, in denen die Männer die einzelnen Frauen nach unten drücken. Die Opfer scheinen dem nicht entkommen zu können. Es scheint aussichtslos und erdrückend. Das gesamte Bild erscheint erdrückt von den vielen Angreifern. Sie nehmen den gesamten Raum ein. Daraus kann geschlossen werden, dass Die Situation sich noch verschlimmern kann. Dies unterstreicht die These der noch nicht erreichten höchsten Eskalationsstufe.

Das Bild ist im Gesamten sehr unsexuell. Obwohl es durch das Zeigen der Brüste sexualisiert werden könnte, gibt es keine Anzeichen, die die Szene sexuell machen, indem etwa Genuss, Leidenschaft oder Extase dargestellt wird. Das ist untypisch für die Darstellung sexualisierter Belästigungen, weil eine gewisse „Sexyness“ trotz des Übergriff-Charakters oft dennoch mitgegeben wird. Durch die Darstellung des Böswilligen im Angriff ist das hier überhaupt nicht gegeben. Sexualisierte Belästigung wird hier nicht dargestellt, als hätte es für irgendeine der involvierten Personen etwas Befriedigendes, auch nicht für die Täter. Es wird angenommen, dass dies daran liegt, dass die Täter nicht Weiß sind und es andernfalls eine sexuellere Darstellung der Gewalt geben würde. Hier gibt es keinerlei Raum für mögliche Entschuldigungen des Täters, wie das sonst in Berichterstattungen über sexualisierte Gewalt der Fall ist. Die Täter sind absolut schuldig, was sie noch mehr in Kontrast setzt zu den absolut unschuldigen Opfern.

Durch die Zweidimensionalität des Bildes wirkt es auf der Oberfläche sehr gleichmäßig, wie ein Muster. Das Bild hat keine Tiefe und keine Schattierungen. Gleichzeitig ist das Muster sehr unordentlich und unübersichtlich, wie zufällig zusammengesetzt. Es wirkt überladen, ohne

klare Strukturen und dadurch sehr unruhig. Diese unruhige Zusammensetzung spiegelt einerseits das Chaos und die fehlende Ordnung. Die Überladenheit und Vielzahl der Bildelemente wirkt es sehr eng und gequetscht, wodurch der Eindruck einer erdrückenden Masse verstärkt wird. Da es sich um einen Bildausschnitt zu handeln scheint, wird der Eindruck erweckt, als gäbe es außerhalb des Bildes noch mehr, was allerdings im Bild nicht sichtbar ist. Es handelt sich hier nur um einen Ausschnitt dessen, was tatsächlich geschehen ist. Die Gedrängtheit im Bild lässt den Schluss zu, dass es sich bei dem, was nicht sichtbar ist, um ein „Mehr“ der Masse handelt.

Die Opfer sind von den Angreifern eingekreist, umringt. Die Opfer scheinen darin unterzugehen und erdrückt zu werden. Daher erinnert die Darstellung an Strudel, in denen die Opfer ertrinken. Die Angreifer wirken also wie lebensgefährliche Naturgewalten, die von allen Seiten kommen. Metaphern mit Gewässer weisen auch auf eine Raumeinnahme hin, die ebenfalls im Bild dargestellt ist. Die Angreifer nehmen jeden Zentimeter Platz ein, das Bild ist vollkommen ausgefüllt, es gibt kaum sichtbare Zwischenräume. Wenn es sich um einen Ort der Öffentlichkeit handelt, kann gesagt werden, dass es sich um eine Einnahme öffentlicher Räume handelt.

Zusammenfassend lassen sich zur Bildbedeutung 29 Lesarten erstellen:

1. Es handelt sich um eine verdichtete, überspitzte Darstellung einer Situation
2. Es geht um die Darstellung von Gegensätzen.
3. Die Anderen kommen von wo anders her, sie sind Migranten. Die Weißen Figuren sind Zugehörige.
4. Dunkelhaarige Männer als Täter stehen im Fokus der Bildbotschaft.
5. Es ist unmöglich, sich zu wehren.
6. Der Angriff findet im öffentlichen Raum statt.
7. Früher konnten Frauen problemlos draußen sein, jetzt werden sie wieder aus der Öffentlichkeit gedrängt.
8. Die Angreifer können ihren eigenen Körper nicht kontrollieren.
9. Die Angreifer halten zusammen, sie haben ein gemeinsames Ziel.
10. Nicht nur die Angegriffenen sind das Ziel, sondern auch die BetrachterInnen des Bildes.
11. Die Angreifer haben ein gemeinsames Ziel.
12. Die Konfliktlinie verläuft zwischen Schwarz und Weiß.
13. Die Angreifer sind gefährlich.
14. Die Situation ist (noch) nicht vollständig eskaliert.
15. Der Weiße Mann hat mehr Möglichkeiten sich zu wehren, da er nur von einer Person angegriffen wird. Es ist ein Duell, in das sich die anderen Männer nicht einmischen.
16. Aufgrund der Masse der Angreifer kann die Ordnung nicht mehr aufrechterhalten werden.
17. Die Angreifer treffen nicht nur die ohnehin wehrlosen Opfer, sondern bereits auch stärkere Gegner, wie etwa die Polizei oder den Weißen Mann.
18. Schwarze Frauen spielen keine Rolle.
19. Die Frauen sind bloße Opfer und hilflos.
20. Die Darstellung der Frauen ist ein Mittel, um die Aggressivität der Schwarzen Männer zu markieren. Dadurch findet eine doppelte Objektivierung statt.
21. Die Frauen sind absolute Opfer. Sie sind handlungsunfähig und können sich daher nicht wehren. Durch ihre Handlungsunfähigkeit kann ihnen im Gegenzug auch keine Schuld zugewiesen werden.
22. Es ist kein Konflikt, es ist ein Übergriff. Es handelt sich um ein asymmetrisches Machtverhältnis zugunsten der Schwarzen Männer
23. Die Situation ist aussichtslos und erdrückend.

24. Die Darstellung hat etwas damit zu tun, dass die Täter nicht weiß sind, sonst würde es vermutlich eher sexualisierter, positiver dargestellt.
25. Es besteht eine klare Grenzziehung zwischen den absolut schuldigen Tätern und den absolut unschuldigen Opfern.
26. Die Masse erdrückt die Szene und sorgt dabei für Chaos. Es fehlt die Ordnung.
27. Wir sehen nur einen Ausschnitt der Szene. Hinter den Grenzen des Bildes gibt es noch mehr von der angreifenden Masse.
28. Die Angreifer wirken also wie lebensgefährliche Naturgewalten, die von allen Seiten kommen.
29. Öffentliche Räume werden von den Angreifern eingenommen.

Rekonstruktion – Text

Das Zitat lautet: „Niemand ist den Frauen gegenüber aggressiver oder herablassender als ein Mann, der sich seiner Männlichkeit nicht ganz sicher ist.“ Das Wort „Niemand“ ist ein Begriff des absoluten Ausschlusses. Es wird suggeriert, dass es nichts Aggressiveres und Herablassenderes Frauen gegenüber gäbe, als einen Mann mit Unsicherheit in seiner Männlichkeit. Ein Mann, der sich in seiner Männlichkeit sicher ist, wäre dementsprechend nicht derartig aggressiv und herablassend. Der Grad der Sicherheit in der eigenen Männlichkeit ist in dieser Lesart ein ausschlaggebender Faktor für den Umgang von Männern mit Frauen. Die Formulierung bedeutet zudem, dass eine bestimmte Art von Mann das Gefährlichste ist, was einer Frau passieren kann. Es sind beispielsweise keine Frauen, bestimmte Berufsgruppen oder Menschen, die in bestimmten Beziehungen zu den Frauen stehen, sondern es ist niemand anderes als ein Mann. Diese bestimmte Art von Mann wird ausgemacht anhand des Grades der Unsicherheit von Männlichkeit. Die Formulierung besagt, dass es ein Kontinuum von Männlichkeit gibt, an deren einen Ende die totale Sicherheit, am anderen die totale Unsicherheit der Männlichkeit steht. Was genau Männlichkeit ausmacht, wird jedoch nicht definiert und der Interpretation der LeserInnen überlassen. Klar ist jedoch, dass es eine Absolutheit von Männlichkeit gibt, eine Männlichkeit, derer ein Mann sich absolut sicher sein kann. Dementsprechend muss es ein definiertes Ideal von Männlichkeit geben, dem sich ein Mann zuordnen kann. Das Zitat suggeriert auf eine essentialistische Art zudem, dass es Männer und Männlichkeit per se gibt. Daher können Männer auch ihrer Männlichkeit, ihrer Essenz, beraubt werden. Eine derart angekratzte Männlichkeit hat Auswirkungen auf das Verhalten Frauen gegenüber hat: es führt zu (mehr) aggressivem und herablassendem Verhalten. Hier steckt drinnen, dass Männlichkeit ein Aushandlungsprozess ist, mit dem Ziel totale Sicherheit darüber zu erlangen. Das bedeutet gleichzeitig, dass diese Sicherheit immer auch verloren werden kann, und Männlichkeit daher stets prekär ist. „Nicht sicher“ sein, also Unsicherheit, bedeutet in diesem Zitat Aggression und Herablassung Frauen gegenüber auf höchster Stufe. Wer unsicher ist, muss handeln und agiert gefährlich. Es erinnert an das Verhalten eines Tieres, dass sich in die Ecke gedrängt fühlt und im Sinne von „Angriff ist die beste Verteidigung“ versucht, wieder die Oberhand zu erlangen. Eine unsichere Männlichkeit ist also eine Gefahr für den Mann, die er überwinden muss. Dafür bedarf es der Gewalt bzw. einer Machtdemonstration. Wenn die Unsicherheit eine Gefahr für den Mann darstellt, handelt er aus einem Defizit heraus: Ihnen fehlt die Gewissheit ihrer Männlichkeit. Aggressives und herablassendes Verhalten könnte dadurch entschuldigt werden, ist aber mindestens begründbar.

Die Worte „aggressiver“ und „herablassender“ haben eine negative Konnotation. Daraus kann geschlossen werden, dass die Intention des Zitats ist, ein solches Verhalten anzuprangern bzw. eine Norm aufzustellen, die besagt, dass Frauen nicht so behandelt werden sollen. Dennoch wird durch die Verwendung des Komparativs deutlich, dass es eine gewisse Normalität hat, Frauen gegenüber aggressiv oder herablassend zu sein, allerdings gibt es Männer, die diese

Normalität überschreiten. Es wird nur von einem Mann gesprochen, aber von „den Frauen“. Es geht nicht um die Beziehung eines Mannes zu einer Frau, sondern um die Beziehung eines Mannes zu den Frauen als Kollektiv. Da der Mann als Einzelner angesprochen wird, wirkt das Zitat psychologisierend und individualisierend. Es wird suggeriert, dass es darum ginge, dass der Mann als Individuum seine Männlichkeit festigen und damit sein Verhalten Frauen gegenüber ändern muss.

In diesem Zitat geht es um die Beschreibung von Männern. Und die Beschreibung erfolgt anhand der Männlichkeit, die wiederum anhand des Umgangs mit Frauen gemessen wird. Der Mann steht im Mittelpunkt, Frauen werden zum Objekt seiner Beschreibung gemacht.

Das Zitat stammt von Simone de Beauvoir, die als Ikone des Feminismus und der feministischen Theorie gesehen werden kann. Ihren Worten werden demnach viel Bedeutung und ein hoher Wahrheitsgehalt zugesprochen.

Die Daten (1908 – 1986) verweisen auf die Lebenszeit. Simone de Beauvoir ist also bereits verstorben. Sie gehörte einer früheren Generation an. Daraus ist ersichtlich, dass das Zitat ebenfalls älter ist und nicht im Hier und Jetzt geschrieben wurde, sondern in einer früheren Zeit. Das Zitat wird in die heutige Zeit versetzt, was bedeuten kann, dass sich seit damals nichts geändert hat.

Der Begriff „Illustration“ ist ein Hinweis beziehungsweise eine Information: Es handelt sich um eine eigens angefertigte Zeichnung, die etwas Bestimmtes darstellen soll. Der Doppelpunkt verweist darauf, dass weitere Informationen folgen: „Bianca Tschaikner“. Es ist also die Information über die Urheberin der Illustration, der Name der Künstlerin. Es ist daraus zu lesen, dass es sich um eine Frau handelt, die wohl berufstätig ist, über deren Herkunft oder Ähnliches kann allerdings nicht viel gesagt werden. Sie ist jedoch die Person, deren Vorstellungen zu Papier gebracht wurden.

Zusammenfassend lassen sich 17 Lesarten zum Text erstellen:

1. Der Grad der Sicherheit in der Männlichkeit ist ausschlaggebend für den Umgang von Männern mit Frauen.
2. Eine bestimmte Art von Mann ist das Schlimmste, was Frauen passieren kann.
3. Es gibt ein definiertes Ideal von Männlichkeit, der sich ein Mann zuordnen kann.
4. Es gibt Männer und es gibt Männlichkeit.
5. Männlichkeit ist stets prekär.
6. Unsichere Männlichkeit ist eine Gefahr für Frauen.
7. Unsichere Männlichkeit ist eine Gefahr für den Mann.
8. Männlichkeit hat etwas mit Gewalt und Macht zu tun.
9. Aggressives und herablassendes Verhalten gegenüber Frauen ist erklärbar aus der fehlenden Gewissheit der Männlichkeit.
10. Frauen sollen nicht aggressiv und herablassend behandelt werden.
11. Es ist normal, dass Frauen aggressiv und herablassend behandelt werden
12. Frauen sind als Kollektiv betroffen.
13. Der Mann als Individuum ist dafür verantwortlich, seine Männlichkeit zu festigen.
14. Frauen sind Mittel zur Beschreibung von Männern und Männlichkeit.
15. Was Simone de Beauvoir sagt, ist wahr.
16. Heute ist es immer noch wie damals. Es hat sich nichts geändert.
17. Die Illustration ist die zu Papier gebrachte Vorstellung der Künstlerin.

Rekonstruktion Text/Bild

Werden jetzt Bild und Text gemeinsam betrachtet, kann im Besonderen das Zitat als Deutungshinweis für das Bild betrachtet werden. Simone de Beauvoir wird herangezogen, um das Dargestellte verstehen zu können. Ihre Analyse scheint uns Informationen über die Situation zu geben, die wir im Bild sehen. Allerdings nimmt das Zitat nicht viel Raum ein, es dominiert nicht das Bild. Im Zitat wird von einer Art Mann gesprochen, die aggressiv und herablassend gegenüber Frauen ist. Im Bild sehen wir Männer, die aggressiv Frauen gegenüber sind: die Schwarzen Männer. Nicht zu dieser Art von Mann scheint der Weiße Mann zu gehören. Die im Text bloß implizierte Differenzierung zwischen Männern – jenen, die sich ihrer Männlichkeit unsicher und daher am aggressivsten und herablassendsten Frauen gegenüber sind gegenüber jenen, die sich ihrer Männlichkeit sicher sind und daher ein akzeptables Verhalten Frauen gegenüber an den Tag legen – wird im Bild dargestellt durch zwei Typen von Mann. Diese Differenzierung ethnisiert. Auch die im Text angesprochenen Frauen werden dargestellt, als weinende Weiße Frauen. Dadurch ergibt sich die Botschaft, dass jene Männer, die sich ihrer Männlichkeit nicht sicher sind, Schwarze Männer sind und dass diese das Schlimmste sind, was (Weißen) Frauen zustoßen kann. Durch das Zitat bzw. die Analyse, die dahinter zu stehen scheint, bekommt die im Bild dargestellte Handlung eine sinnhafte Färbung bzw. Erklärung: Die angreifenden Männer sind sich ihrer Männlichkeit nicht ganz sicher. Grund der Aggression ist, dass die prekäre Männlichkeit kompensiert werden muss. Im Text wird allerdings von einem Mann als Individuum gesprochen, während im Bild eine Masse von Männern zu sehen ist, auf die die Beschreibung zutrifft. Das individuelle, psychologische Problem, das im Text konstatiert wird, trifft im Falle des Bildes auf eine ganze Masse zu.

Im Gesamten wirkt das Bild sehr chaotisch und gewalttätig. Es wird ein Angriff einer Masse Schwarzer Männer auf einzelne Weiße Personen, vor allem Frauen, inszeniert. Da die Schwarzen Männer sich ihrer Männlichkeit nicht ganz sicher sind, müssen sie dieses Defizit mit Gewalt kompensieren. Diese Gewalt richtet sich gegen Weiße Frauen, die die wehrlosen Opfer dieser Gewalttat sind. Die Gewalt erscheint unausweichlich, das Problem nicht zu lösen. Im Gesamten vermittelt das Bild den Eindruck der Gefahr eines Untergangs, geschuldet einer bestimmten, unsicheren, Schwarzen Männlichkeit.

Bei der gemeinsamen Betrachtung von Bild und Text ergeben sich daher 4 Lesarten:

1. Ethnisierte Männer sind sich ihrer Männlichkeit nicht sicher und deshalb das Schlimmste, was Weißen Frauen passieren kann.
2. Der Sinn des Angriffs ist, die prekäre Männlichkeit zu kompensieren.
3. Das individuelle Problem verunsicherter Männlichkeit und daraus resultierendes aggressives und herablassendes Verhalten Frauen gegenüber wird als Massenphänomen inszeniert
4. Es wird die Gefahr eines Untergangs inszeniert, der einer bestimmte, unsicheren, Schwarzen Männlichkeit geschuldet ist.